

Aus der

G E S C H I C H T E

der Pfarre und Gemeinde

W E Y E R



bearbeitet und zusammengestellt

von

Johann LEUGERING
Pfarrektor in E I S E R F E Y

Clemens STRUNCK
Beamter a. D. in W E Y E R

und ein Beitrag von
Lehrer Iseler, Kallmuth

Aus dem Jahr 1951

Weyer, im Jahr 2026

Das vorliegende Schriftwerk von Clemens Strunck gehört ohne Zweifel zu den besonderen historischen Dokumenten unseres Ortes. Unter dem Titel „Aus der Geschichte der Pfarre und Gemeinde Weyer“ wurde es im Jahr 1951 fertiggestellt und bietet – aus Sicht seiner Entstehungszeit – einen lebendigen Einblick in weltliche und kirchliche Entwicklungen, Traditionen und Erzählungen des Dorfes. Viele der beschriebenen Ereignisse, Namen und Gepflogenheiten wären ohne diese Aufzeichnungen heute kaum noch bekannt. Obwohl die Existenz des Werkes im Ort schon seit vielen Jahren bekannt war, kam es jedoch nie zu einer vollständigen Veröffentlichung oder einer allgemein zugänglichen Aufbereitung.

Gleichzeitig ist das Dokument ein Kind seiner Zeit. Schon in den 1990er-Jahren wurde deutlich, dass Teile des Textes nicht eindeutig belegbar sind oder unterschiedliche Interpretationsspielräume zulassen. Aus diesem Grund entstand 1996 eine neue, wissenschaftlich fundiertere Chronik von Anton Könen, die bis heute Gültigkeit besitzt und in vielen Punkten präzise historische Korrekturen vornahm. Dennoch wurden auch in dieser späteren Chronik einige Passagen aus den Strunck'schen Aufzeichnungen übernommen – denn trotz aller Unsicherheiten enthalten sie wertvolles lokales Wissen, das sonst verloren gewesen wäre.

Das Originalmanuskript von 1951 umfasste 96 maschinengeschriebene Seiten. Aufgrund der damaligen technischen Möglichkeiten kam es zu Textüberlagerungen, überstehenden Zeilen oder schwer entzifferbaren Wortteilen. Heinz Schmitz übernahm 2020 die Aufgabe, das Dokument zu digitalisieren und abzuschreiben. In der nun vorliegenden Fassung wurden fehlende oder unleserliche Passagen nach bestem Wissen ergänzt. Zudem wurden einzelne erläuternde Hinweise eingefügt, um heute ungebräuchliche Begriffe verständlich zu machen.

Die Freigabe zur Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Enkelin des Verfassers, Frau Ursula Schütte – eine Zustimmung, die den Wert dieses Werkes für die Dorfgemeinschaft noch einmal unterstreicht.

Im Jahr 2025 wurde das Strunck-Dokument an Ingo Keller weitergereicht. Dank der sorgfältigen Vorarbeiten von Heinz Schmitz konnte es neu gesetzt, umfassend formatiert und erstmals in einer Form aufbereitet werden, die auch für ein breites Publikum gut lesbar ist. Zudem wurde das Werk durch passende historische Bilder aus der Zeit ergänzt, um die Texte anschaulicher zu machen und das Ortsbild jener Jahre lebendig werden zu lassen. Die Sammlung wurde darüber hinaus digitalisiert und auf der Internetseite des Ortes zugänglich gemacht, sodass interessierte Bürgerinnen und Bürger bequem darauf zugreifen können.

Auch wenn manche Angaben historisch nicht zweifelsfrei belegbar sind – ein „Münchhausen-Effekt“, wie ihn Chronisten scherzhaft nennen –, bleibt dieses Dokument ein bedeutendes Stück Weyerer Erzähl- und Erinnerungskultur. Es erhebt keinen Anspruch auf wissenschaftliche Vollständigkeit, doch es bewahrt eine Fülle an Geschichten, Sichtweisen und persönlichen Eindrücken, die unser Verständnis für die Zeit vor und nach 1900 bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts bereichern.

In diesem Sinne soll das Werk nicht als „neue Chronik“ verstanden werden, sondern als Ergänzung, als Sammlung wertvoller Geschichten und Zeitzeugnisse, die das Bild der offiziellen Chronik von 1996 erweitert – und vielleicht an der einen oder anderen Stelle auch mit einem Augenzwinkern betrachtet werden dürfen.

Einleitung

von Johann Leugering

Viel Besuch kam in den letzten Jahren in die Eifel: Wandervögel und Geschäftsreisende, Schulen und Touristen, dann Arbeiter am Westwall in Massen, Militär ohne Zahl, Ausgebombte und Schwärme von Hamstern und der Strom der Ostflüchtlinge, Wintersportler und 1950 schon erstaunlich viele elegante Omnibusse.

Diese vielen, oft allzuvielen Fremden stellten hier zahlreiche Fragen, besonnene und neugierige, über diese eigenartige Gegend, eigenartig vom geologischen und vulkanischen Aufbau bis zur Blei- und Eisenindustrie. Und der Einheimische konnte sie wirklich nicht alle beantworten. Die Eifel wurde neu entdeckt und gewann viele Freunde. Und nun soll der Fremdenverkehr noch gehoben werden!

Auch der Einheimische fühlt, dass es Zeit wird, gründliche Einzeldarstellungen über die Eifel zu erarbeiten, um die viele Spreu vom Weizen zu scheiden, um von alten Leuten, die noch mancherlei Wissen über die alte Zeit besitzen, zu erfragen und einer modernen Jugend zu überliefern, um ungedruckte Urkunden endlich der Wissenschaft zugänglich zu machen.

Hier standen das Pfarrarchiv, erstaunlich reich von 1600 an, die Chronik der Bürgermeisterei von 1848 an, die Pfarrchronik von Pfarrer J.H.J. Firmenich (1918-1922) zur Verfügung und das Material reichte für ein gutes Heimatbuch. Die Akten in den Archiven von Schmidheim, Düsseldorf, Arenberg u.a.m. konnten nicht ausgeschöpft werden.

Nun sagten uns die Verleger, wir kämen zu einer denkbar ungünstigen Zeit, Deutschland leide unter großer Papierknappheit, die Druckkosten seien gestiegen, sie nannten Preise für ein kleines Werk, die uns zwangen, möglichst zu beschränken, um einen erschwinglichen Verkaufspreis zu erlangen.

Trotzdem schien es richtig, endlich das erste Schriftchen über Weyer herauszubringen, das wenigstens die Grundzüge seines Werdens und Wachsens seiner Geschichte in Freud und Leid enthält.

Zahlreiche Eifeler haben in den letzten hundert Jahren ihre Heimat verlassen, um in der Fremde Brot und Fortkommen zu finden. Das beweist schon der kaum veränderte Stand der Bevölkerung. Der Kreis Schleiden hatte **1852**: 36.303 Einwohner, **1871**: 42.638, **1885**: 44.903 und die gleiche Zahl **1895**: 44.643, **1905**: 45.398, **1910**: 47.029.

Die Gemeinde Weyer hatte **1885**: 1.093, dann **1890**: 1.027, ferner **1900**: 1.086, **1910**: 1.027.



Inhaltsverzeichnis

Weyer im Jahr 2025		02
Einleitung	(JL)	03
Der Umbruch	(JL)	05
Die Seelenhirten der Gemeinde	(JL)	08
Von Ämter und Dienste für die Kirche	(JL)	21
Das Pfarrhaus und die Vikarie	(JL)	23
Die Hilfsgeistlichen der Gemeinde, ihre geistlichen Söhne	(JL)	24
Das Gottesdienstliche Leben und seine Besonderheiten in Weyer	(JL)	25
Die Statuen, Kreuze, Denkzeichen und Heiligenhäuschen	(JL)	27
Die Kirche von Weyer Teil I	(JL)	29
Die Kirche von Weyer Teil II	(CS)	30
Die Glocken der Pfarrkirche Weyer	(CS)	34
Der Neubau der Sakristei und Eibau der Kirchenheizung	(CS)	36
Eiserfey	(JL)	38
Kallmuth	(LI)	43
Die Familien und Sippen	(JL)	45
Die Bevölkerungsbewegung	(CS)	46
Dunkle Kriegszeiten	(JL)	48
Ein Dokument über die Kirche zu Weyer 1747	(JL)	49
Weyer in alter und neuer Zeit	(JL)	51
Der Weyerer Erbenwald - Teil I	(JL)	54
Der Weyerer Erbenwald – Teil II	(CS)	57
Die Landwirtschaft – Teil 1	(JL)	59
Die Landwirtschaft – Teil 2	(CS)	60
Die Rindviehhaltung, Rasse und Zucht	(CS)	67
Die Pferdezucht und -haltung	(CS)	69
Die Besitzverhältnisse des Bauern	(CS)	71
Boden und Klima	(CS)	71
Die Wege, Pfade und Furten	(CS)	73
Die Kalksteinbrüche und die Drahtseilbahn	(CS)	76
Der Kartstein (Kakushöhle)	(CS)	82
Die Ausgrabungen und Bodenfunde	(JL)	89
Der Bleibergbau in Mechernich	(JL)	91
Der Eisenerzbergbau	(CS)	94
Die ehemalige Burg von Weyer und die Rittergeschlechter	(CS)	96
Das Güterverzeichnis der Abtei Prüm	(CS)	101
Die Römer in Weyer und Umgegend	(CS)	104
Die geologische Struktur unserer Heimat	(CS)	107
Die Quellen, welche die römische Wasserleitung speisten	(CS)	110
Benutzte Literatur	(CS/JL)	114
Abbildungen:		
Weyerer Erbenwald		56
Lage der ehemaligen Weyerer Burg		96
Bilder		115

Der Umbruch

von Johann Leugering

Als die französische Revolutionsarmee 1794 in Köln einmarschierte, begann auf allen Gebieten ein radikaler Wechsel, wie man ihn bisher noch nicht erlebt hatte. Die Gemeinde Weyer, die seit Menschengedenken aus den Ortschaften Dreimühlen, Eiserfey, Vussem, Bergheim, Lorbach, Kallmuth, Urfey und Vollem bestand, Orte, die über 1.000 Jahre eine Pfarrgemeinde bildeten, wurde jetzt zerrissen.

Kallmuth, mit Lorbach und Bergheim zur Pfarrei erhoben, erkannte den neuen Zustand gerne an. Vussem, zur Pfarre Holzheim geschlagen, versuchte mit Bergheim, von der Mutterpfarre gedrängt, einigen Widerstand, der aber keinen Erfolg hatte (Chronik von Pfarrer Firmenich, S. 12).

Unter dem 22. Floréal des Jahres 12 (12. März 1804) erging das Bittgesuch der unterschriebenen Weyerer und der Mehrstbeerbten der Pfarre Weyer an den neuen französischen Bischof von Aachen. Darin wurde besonders angeführt, die Abtrennung so beträchtlicher Teile der Pfarrei gefährde den Fortbestand der Mutterpfarre: Nach der neuen Ordnung kommen die Einkünfte aus dem Zehnten und liegenden Gründen in Fortfall für die Besoldung des Pfarrers; dafür haben die Gemeinden zu sorgen.

Die Kirche, und besonders das Mittelschiff, wäre baufällig und dem Einsturz nahe. Diese Instandsetzung sowie der Bau eines Pfarrhauses, das hier seit der Einäscherung des Dorfes am 15. Juli 1677 gefehlt hat (seit 127 Jahren), ist nur möglich, wenn die Pfarre ungeteilt bleibt.

Bergheim und Vussem bilden außerdem eine Gemeinde und sollen nun auseinandergerissen werden. Der Weg von Bergheim nach Kallmuth ist nicht näher, wohl aber beschwerlicher als nach Weyer, der von Vussem nach Holzheim wohl näher, aber könne durch Anschwellung des dazwischen fließenden Baches leicht gesperrt werden (siehe Archiv, Literalien, Nr. 7).

Die Interessenten haben sich um die Sache weniger gekümmert. Als Pfarrer Lambert Schwarz unter dem 21. September 1802 mitteilte, die bischöfliche Kommission werde morgen eintreffen, um die Pfarre zu organisieren, kam nur ein einziger, der Schöffe Michael Schneider von Lorbach, der bei der Mutterpfarre bleiben wollte.

Auf eine Einladung des Pfarrers zum 24. Juni des folgenden Jahres kamen nur zwei, Jakob Fünzig von Bergheim und Josef Müller von Vussem. Auch das Bittgesuch an den Bischof trägt nur die Unterschriften der verbleibenden Ortschaften; außer Pfarrer Schwarz, desservant à Weyer, haben unterschrieben Latz, maire de la mairie de Weyer, Christian Bollig, Munizipalrat von Dreimühlen, im ganzen sind es 20 Namen.

Die Verhandlungen in Aachen hat als Ortskundiger Joachim Jakobi dortselbst geführt. Sie sind erfolglos geblieben. Die bisherige Pfarre hatte 1.300 Katholiken, ohne die Dienstboten, gezählt. Bei der Mutterpfarre verblieb kaum die Hälfte der Seelenzahl. Die Zeiten waren unruhig, in Aachen starb der Bischof, der ernannte Nachfolger hat sein Amt nie angetreten. Es kamen die Freiheitskriege, die Rheinlande fielen an Preußen. Es dauerte noch Jahre, bis die kirchlichen Verhältnisse geordnet und der Erzstuhl von Köln neu aufgerichtet war. Seit der Änderung der Dinge waren mehr als 20 Jahre ins Land gegangen. Zu einer Änderung der Grenzen des Kirchspiels Weyer ist es nicht mehr gekommen.

Die Abtei Steinfeld kam unter den Hammer. Die reichen Bestände der Bibliothek wurden versprengt und verschleudert. Daher ist eine sichere Bestätigung nicht zu finden, dass Weyer der

Abtei inkorporiert war, wie die Überlieferung behauptet. Nach einer Inschrift am Pfeiler des Chores war es 920 von Sibodo gegründet.

Dem Abt als Archidiakonus minor (deren gab es sechs in der Erzdiözese Köln), Schleidanus, unterstanden 22 Kirchen und Kapellen des Zülpicher Dekanates, in welchen die Seelsorge von Ordensgeistlichen des Steinfelder Klosters ausgeübt wurde. Die Kapelle und Altäre in Eiserfey und die Altäre der Weyerer Kirche wurden vom Abt in Steinfeld geweiht.

Der erste Bischof von Aachen, Marc Antoine Berdolet, hob die alte Dekanatseinteilung auf und legte die neue bürgerliche Kantonaleinteilung zu Grunde. Weyer unterstand der neuen Kantonalpfarre Gemünd, das früher zu Zülpich gehörte. Seit dem 24. Februar 1827 gehörte Weyer zum neuen Dekanat Steinfeld.

Es waren für die Kirche Weyer sehr schwere Tage, da sie fast aller Einkünfte beraubt war und mehr als die Hälfte der Mitglieder verloren hatte. Aber für Industrie und Handel brach nun eine Blütezeit an. Die Eisenhüttenwerke kamen in den ständigen Kriegen mächtig empor und allenthalben mehrte sich der Wohlstand.

Diese Industriellen waren die Nobiles, die Edlen der Gemeinde, so die Eilertz, Ginetti, Fingerhuth, Hamacher, Latz und Schmitz. Eiserfey hat damals seine beste Zeit erlebt und Weyer bedeutend überragt. Die Eisenwerke hießen Reitwerke, die Leiter Reitmeister (vom Worte bereiten, zurüsten, fertig machen).

Politisch gehörte Weyer nun zu Frankreich, zum Canton de Gemünd im Département de la Roer. Seine Söhne wurden für den Militärdienst ausgehoben und starben für die Sache des fremden Eroberers. Die Kirchenbücher wurden fortgeschleppt, um auch den letzten Rekruten erfassen zu können.

Aus den Militärhospizen wurden einige Totenbriefe nach Weyer geschickt: aus Spanien, Santander, gestorben Joh. Wilh. Müller 12.II.1811, 22 Jahre alt, Sohn des Arnold Müller und der Veronica Halfen in Weyer, kommt von einer außergewöhnlichen Rekrutierung. Ebenfalls in Santander, Spanien, erlag seinen Wunden, rekrutiert 1806, im Jahre 1810, Michael Zimmermann aus Weyer, Sohn des Egidius Zimmermann und der Anna Katharina Boden. In Bilbao, Spanienarmee, starb Thomas Schmitz aus Weyer, Sohn des Gerhard Schmitz und der Veronica Rosenbaum.

Wie viele in Russland und Österreich starben, lässt sich nicht nachweisen. Bei Virmond heißt es hierzu: „Die stete Zunahme der Konscriptionen (zum Wehrdienst einberufen), veranlasst durch Napoleons beständige Kriege, bildeten eine dauernde, auch in das Familienleben tief eingreifende Plage der Bevölkerung. Wie mancher junge Mann, der aus den Dörfern der Eifel zu den Fahnen Napoleons einberufen wurde, hat Vaterland und Heimat nicht wiedergesehen und sie verbluteten auf den Schlachtfeldern Spaniens und Österreichs oder wurden ein Opfer des schrecklichen Feldzuges nach Russland 1812, oder erlagen, allen Kriegsgefahren glücklich entronnen, zum Schluss noch dem Typhus in den Lazaretten und Hospitälern zu Mainz.“

Werner Auel aus Weyer, geboren 1790, rekrutiert 1809, stirbt 1810 im Militärhospital in Lambach, Armée de l'Allemagne... Wie lang mag die Reihe dieser blutjungen Menschen gewesen sein ... Da erzählt man dann von der guten alten Zeit.

Auch in das Rechtsleben griff die neue Ordnung ein. Erwähnt sei nur der Code Napoléon, das Gesetzbuch, das am 21. März 1804 verkündet wurde. Es galt bis zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches im linksrheinischen Preußen.

Aus diesem Umbruch einer alten Ordnung in 20 Jahren (1794 bis 1814) vor 150 Jahren, sollte man lernen, dass es eine schwierige Aufgabe ist, rast- und ruhelose moderne Menschen in eine frühere Zeit zu führen, in eine Welt der festen, unabänderlichen Ordnung. Eine Welt des Kinos und des Radios, der Leuchtreklame und der Autostrassen ist gerade ungeheuerlich verschieden von den Jahrhunderten, in denen das Talgllicht erst erfunden werden musste, in denen es kein Katasteramt und kein Grundbuch gab, keine gedruckten Kalender und kein Beamtentum, nicht einmal das Finanzamt.



Weyer aus der „Karte für Manöver der 15. Division 1913“

Die Seelenhirten der Gemeinde

von Johann Leugering

Aus verschiedenen Gründen werden einige Bemerkungen über die Pfarrer gebracht (nach Pfarrer Firmenich): es erhellt das Dunkel dieser Zeit etwas mehr. Es ist eine Dankespflicht – es waren viele, sehr tüchtige Männer, die ihrer Gemeinde viel geholfen haben. Ihnen verdanken wir, was schriftlich überliefert wurde.

Es kann nach den Forschungen des Hochwürdigen Herrn Studienrat Th. Paas, Krefeld, mit Sicherheit angenommen werden, dass Weyer ab 1540 der Steinfelder Abtei nicht inkorporiert war. Virmond (Geschichte der Eifeler Eisenindustrie. Schleiden. Braselmann 1896) weiß sogar anzuführen: „Um das Jahr 1187 besaß die Abtei Pfarrrecht über die Orte Weyer, Ripsdorf und Berendorf und im 14ten Jahrhundert auch über Schleiden, Sistig und Call. Für Weyer fehlen uns die Urkunden.“

Pfarrer Hendriks stellt 1825 fest, dass die Pastore stets am 24. Juni, dem Feste des hl. Johannes des Täufers, ihr Amt antraten, wie es alte Sitte im Dekanat Eifel war. Vor 1585 kann er nur die Namensliste aufführen: 1. Johannes Hawbuisch, 2. Joannes Hunten, 3. Hermanns Kuyde, 4. Goebbel Zylle, 5. Geevis ex Nederberg, 6. Martinus ex Dottel, 7. Nelles ex Nechterssem (Nettersheim), 8. Toenis ex Commern.

Dieser Letztere ist verewigt auf der ältesten Glocke, die noch heute im Turm hängt: „Heinrich von Koellen guss mich 1584, Dominus Antonius Commer Pastor zu Weyer“.

Als erste Persönlichkeit, fromm und gebildet, tritt vor uns hin **Antonius Heid (1585 – 1627)** aus Glehn, gewöhnlich Antonius Glehn genannt. Von ihm stammt das erste erhaltene Kirchenbuch, angelegt im Jahre 1601, das einzige Buch, das im Brande 1677 gerettet wurde. Exakt und in schöner Schrift sind die Satzungen der Fünf-Wunden-Bruderschaft niedergelegt.

Er stellt die Rechte des Herrn von Arenberg, dessen Zehnten und dessen Pflichten, die Sonnenseite der Kirche im „Gedäch“ (Anm.: im Gedächtnis zu halten, hier aber mit der besonderen Bedeutung, materiell und finanziell dafür zu sorgen, dass alles in gutem Zustand bleibt) zu halten, ein Vierteljahr das hl. Sakrament zu beleuchten (ewiges Licht).

„Desgleichen bekennen wir auch dem Herrn von Schmidheim ein Viertel durch das Kirchspiel von Weyer, vorbehalten dem Junker Blizfeld zu Callmuth, das Viertel daselbst zu Callmuth und Vollem. Hierbei soll der Herr von Schmidheim den kleinen Zehnten haben und davon ein Viertel Jahr das hl. Sakrament beleuchten, noch hierzu den Bau von der Abseite der Kirche im Gedäch halten. Auch der zweite Priester soll seine Wohnung auf dem Widumshof haben, und seine festen Einkünfte. Wenn ein Pastor unfähig ist, sollen die Leute sich an den Herrn von Arenberg wenden, dass er einen anderen präsentiere. Geschehe das nicht, dann sollen sie zum Landesherren, dem Erzbischof von Köln, gehen.“

Ihm folgt **1635–1676 Christian Heid** aus Glehn und **1677–1701 Peter Lindweiler** aus Lindweiler bei Rohr. Er sah drei Wochen nach Amtsantritt sein Pfarrhaus und Dorf in Flammen aufgehen, rettete wenigstens das eine Buch, in dem damals die Eintragungen gemacht wurden. Die anderen Bücher und die alten Akten fielen der Feuersbrunst zum Opfer.

Diese sinnlose Barbarei der Franzosen hier, in Steinfeld und an vielen Orten im Rheinland und der Pfalz, haben jahrhundertlang Kulturarbeit zerstört und machen es schon sehr schwer, die heimatliche Geschichte bis ins Mittelalter gut zu verfolgen. In Steinfeld warf man die Bücher durch

die Fenster in den Garten, wo sie in großen Haufen verbrannt wurden, um sie nicht abfahren zu müssen.

Lindweiler ging 1701 nach Glehn, wo bessere Verhältnisse herrschten. **Johannes Molitor (1702–1719)** aus Piesten sorgte für besondere Gottesdienste: donnerstags eine hl. Messe mit Aussetzung des Allerheiligsten, dann Rosenkranz des Volkes und sakramentalen Segen. Die Anteilnahme von allen Dörfern war sehr groß. Er beschaffte viele Paramente und fand viele Wohltäter.

Im Jahre 1716 fand eine größere Instandsetzung der Kirche statt. Der Muttergottesaltar wurde abgebrochen und an anderer Stelle aufgestellt. Zwei Meister von Schmidtheim haben den Chor renoviert, dazu eine neue Kommunionbank gestaltet. Der Abt von Steinfeld weihte den neuen Muttergottesaltar.

Johannes Bolmes aus Nattenheim (1719–1729) legte ein neues Kirchenbuch an, besorgte einen neuen Messkelch, der später auf dem Gewölbe des Turmes gefunden wurde (1920). Er trägt die Inschrift „P. D. I. Bolmes“. Vikar in Weyer war zu seiner Zeit Hilger Deutschmann.

Sein Nachfolger als Pastor von Weyer war **Salentin Ernst Schomer** aus Ahütte (1729–1755). Er legte verschiedene Bücher über Renten und Einkünfte der Kirche an und schuf eine Stiftung für die Donnerstags-Segensmesse, die Molitor so sehr gewünscht hatte. Die Witwe Margaretha Steffens schenkte dafür ein Kapital von 330 Talern, das erst 1922 verfiel. Von ihm stammt die Urkunde über die Unterhaltungspflicht der Kirche von 1747 (s. oben). Sein Testament ist vorhanden, bestätigt durch die Pastore J. Lebens aus Zingsheim, Chr. Jakobs aus Keldenich und Edm. Lindweiler aus Dottel.

Johann Wilh. Buck aus Kommern (1756–1779) hat zuerst in zusammenhängender Darstellung dieses oder jenes aus der Vergangenheit für die künftigen Zeiten niedergeschrieben, in klarer Schönschrift, mit Bienenfleiß zusammengetragen. Es scheinen diese gehefteten Niederschriften nicht mehr alle vorhanden zu sein, sie wurden kritisch beurteilt.

Vorher hatte schon Schomer in einem Manuale (Tagebuch, geschäftliche Notizen) Einzelheiten gebracht, z. B. 1742 haben Jos. Frings, Th. Schneider, Joh. Curth und der Herr Pastor eine Gesellschaft gegründet, um an der Pescher-Hardt zu bergen. Notiert sind die Einzahlungen von Betriebskapital, die Verhandlungen in Pesch. Zwei Reichstaler Wein sind verzehrt worden. Dem Josef Frings kauft er die Hälfte seines ungewaschenen Eisensteins ab. Aber 1743 verkauft er seinen Anteil an Sticher von Flamersheim. Er hatte scheint's genug davon.

Seine Magd kaufte sich bei Barbara Königs eine neue Haube, die 14 Alb, 9 Heller kostete. Er notierte, was an Kleidern, Wäsche und Schuhen ausgelegt wurde. Immer wird der Kirchmeister Johannes Vollheim von Eiserfey als der Geldzahler genannt: im Namen von Johannes Vollheim.

Der Knecht Peter fährt Eisen nach Köln und bringt mit, was es in Weyer nicht gibt: Heringe, Stockfisch, Holländer Käse und Laberdan für die Fastenzeit. Der Clemens Hochgürtel bringt dem Pastor von Köln Branntwein und Bräuerkäse mit und acht Maß Bier für die Osterfeiertage.

Für die Dorfherde war ein besonderer Kuh- und Schweinehirt sowie ein Schäfer angestellt, wie aus der notierten Belohnung hervorgeht. „Den 23. Juli liefert Apollonia 6 junge Hahnen, das Stück zu 4 Albus, für 3 Stück soll ich ihr eine hl. Messe lesen. Dem Knecht Peter Frings einen blauen Kittel versprochen, wenn er des Nachts nicht ausgeht.“ Peter hat ihn erhalten und ein Paar Schuhe dazu, ferner 2 Albus für die Steinfelder-Bittfahrt und Geld für eine neue Mütze.

Handel und Geschäftsleben waren in den Händen der Juden: Nathan von Weyer, Leiser (wurde getauft). Capell von Call kaufte Frucht und lieferte Fleisch. Der Kirchheimer Jude und Vösgen Menkel von Flamersheim handelten im Dorf.

Anders Buck setzte sich mit der Geschichte von Weyer von 1585 bis in seine Zeit mit kritischen Bemerkungen auseinander. Er gibt auch eine Quelle an: Küster Heinrich Schmidt, der ein in der Schreib- und Rechenkunst (er war ein Feldmesser) wohlerfahrener, auch sonst verständiger und qualifizierter Mann war, welcher auch unter Pfarrer Bolmes (1720–1729) alle Kirchenrechnungen, Schriften und Nachrichten von Kirchensachen in Händen hatte, auf dessen alten Nachrichten das jetzige Kirchenbuch erneuert wurde, und nicht allein unter H. Bolmes, sondern auch noch lange unter H. Schomers in Kirchensachen das meiste dirigierte und schrieb (Heft V 1–46).

Dann ist von Müllen Jan die Rede, Müller zu Eiserfey, einem wohlhabenden Mann, dessen Tugend Anton von Glehn durch 23-jährige Verfolgung probiert und ihm bekannt war. Er war eingetragen als letztes Bruderschaftsmitglied der Cyriakusbruderschaft, die von Buck so sehr gelobt wurde.

Johann Wilhelm Halfen aus Kommern kam zum üblichen Termin (24. Juni **1779**) nach Weyer und blieb Pfarrer bis **1797**, er erlebte die Französische Revolution, ließ aber keine näheren Aufzeichnungen zurück. Nach Pfarrer Hendricks erbaute er 1791 den Glockenturm. Die als Verankerung angebrachte Zahl 1794 wird die endgültige Vollendung angeben.

Ein Plan des Turmes, im Pfarrarchiv aufbewahrt, 29.5.1785 von Architekt und Geometer Arnold von Blankenheim angefertigt, wurde nicht ausgeführt. Kuppelbau und Zwiebelspitze waren zu teuer und unpraktisch für die stürmische Höhe.

Lambert Schwarz aus Lommersdorf (**1797–1806**) wurde von Pfarrer Hoffmann aus Zingsheim als Beauftragten mitten in der unruhigen Zeit, als die alten Rechte über den Haufen geworfen, eingeführt. Am 26. Juli 1802 wurde Steinfeld geschlossen, welches 81 Mitglieder zählte.

Pfarrer Schwarz wehrte sich in mehreren Bittschriften ohne Erfolg gegen die Abtrennung von Vussem, Kallmuth, Lorbach, Bergheim von der Mutterpfarre. Er erkrankte 1806 und erhielt als Vikar und Administrator **Johann Josef Weber (1806–1821)**, der nach dem Tode von Pfarrer Schwarz am 23.4.1806 als Pastor ernannt wurde.

Wegen der ständigen Kriegszeit waren Leid und Trauer eingezogen. Seit 10 Jahren, so klagte Henseler 1811 in Vussem, hat die Konskription (Aushebung) die jüngsten und kräftigsten Hüttenarbeiter zu den Fahnen eingezogen, so dass auf dem Werk ständig Arbeitermangel herrschte.

Der Hüttenbesitzer schlug der französischen Regierung vor, die Hütten mit einer fixen Steuer zu belegen, um aus diesem Ertrag die nötigen Stellvertreter zu beschaffen. Die schamlosen Waldverwüstungen der Französischen Revolutionszeit suchte die kaiserliche Regierung wieder gut zu machen. Über die Holzkohlennot sandte Karl Henseler in Vussem einen eingehenden Bericht an den Präfekten.

In der Kriegszeit trat eine Verwilderung der Sitten ein. Der Pfarrhausneubau stockte. Pfarrer und Kirchenvorstand wussten keinen anderen Rat, als die Stiftungsgelder anzugreifen – die Kölner Behörde bemerkte es später. Weber verließ 1821 Weyer und nahm die Pfarrstelle in Merken bei Düren an.

Johann Hendrichs aus Köln (**1822–1834**), eingeführt vom Kantonalpfarrer in Gemünd, kam von Wershoven nach Weyer und als fähiger und frommer Seelsorger war er zwölf Jahre ein Segen für die Gemeinde. Die Mauer um den Kirchhof wurde wiederhergestellt, am Eingang mit Säulen, die

mit je einem schwarzen Kreuz versehen waren. Vom Dorf her wurde ein neuer Kirchweg gebaut und in gerader Linie zu beiden Seiten mit einer Allee von Weiden bepflanzt.

1823 wurde das Geläute durch eine Glocke von 27 Zentnern ergänzt und eine solche von neun Zentnern von P. Boitel. Paramente wurden angeschafft. Ende der 20er Jahre ist die große Schule gebaut worden. Die Kirche gab den Bauplatz und schloss mit der Gemeinde, unter Zustimmung der Regierung, den Vertrag, dass, insofern ein Vikar in Weyer im Amte sei, diesem Wohnung im Schulhause zustehe und er die Nutznießung des neben der Schule gelegenen Gartens habe.

1829/30 erhielt die Kirche von innen und außen einen neuen Anstrich, ebenso die Altäre. Drei Kronleuchter von Kristall, ein größerer mit sechs, zwei kleinere mit fünf vergoldeten Messingarmen, Altarkreuz und Zeremonienkreuz sowie zwei Chorfahnen wurden angeschafft. Im gleichen Jahre wurde die Orgel von Paul Müller aus Reifferscheidt erneuert.

In kundiger Art und Weise sammelte Johann Hendrichs die Überbleibsel aus vergangener Zeit und katalogisierte in gebührender Ordnung. Er legte drei große Verzeichnisse an: 1. Inventar sämtlichen Schrifttums der Pfarsachen, 2. Inventar sämtlichen Schrifttums der Verwaltungssachen, 3. Inventar sämtlichen Schrifttums der erzbischöflichen Verordnungen. Diese drei Inventare registrierten alles Vorhandene im Kirchenarchiv, geben den Zeitpunkt der einzelnen Dokumente an und bieten in kurzem Stichwort ihren Inhalt.

Im April 1828 wurde ein erstes Inventar der Utensilien der Pfarrkirche zu Weyer und der Kapelle zu Eiserfey aufgenommen. Ein neues, umfangreicheres Inventar der Urkunden, auch der älteren, wurde 1832 verfasst. 1827 wurde Weyer dem Dekanat Steinfeld zugeteilt. 1834 wurde Hendrichs nach Heinsberg versetzt und starb dort als Dechant.

Während die beiden letzten Pastore nicht in Weyer starben, kommen nun zwei Seelenhirten, die beide 46 Jahre Pfarrer sind: Gerhard Arens und Thomas Friedrich Alexander Stein, in Weyer gestorben und begraben.

Gerhard Arens (1834–1880) aus Burg-Reuland war vier Jahre Vikar in Schleiden und vier Jahre Pastor in Blumenthal bei Schleiden. Er kam Anfang August 1834 nach Weyer, um hier für Gemeinde und Gotteshaus viel Gutes zu wirken. Vor mir liegt das Bild des dörflichen Pfarrherrn (Arens), der in kurzer Kniehose mit Schnallenschuhen und dem Bratenrock, der nach der Photographie den stattlichen, tatkräftigen Vater der Gemeinde verkörpert.

Nach der Erzählung der älteren Leute führte er in seiner Gemeinde ein strammes Regiment. Er hatte eine mächtige Stimme und heute (1920) noch lebt die Erinnerung an die oftmals gehaltene sonntägliche Vesper fort, die nach der Kölner Singart von Priester und Volk abwechselnd kräftig gesungen wurde. Auch für die Verschönerung des Gotteshauses und die Erneuerung der Paramente ist viel geschehen.

Die beiden Seitenaltäre wurden nach Art des Hochaltares von Meister Marx aus Elsenborn angefertigt, alle drei Altäre mit neuem Anstrich in weißgelbem Tone versehen. Die Kirche wurde neu geweißt, der Chor mit schwarzen und grauen Marmorplatten belegt, die Sakristei erhielt einen neuen Fußboden. Zwei neue Register wurden in die Orgel eingebaut.

In den fünfziger Jahren wurde auch das Ökonomiegebäude am Pfarrhause aufgeführt. Seitdem hat der Pfarrer immer eine Kuh gehalten. Der Bend am Dich war sein Privateigentum, den er beim Ableben der Kirche vermachte. Etliche Parzellen des Pastoratslandes hat der Pfarrer immer beackert, um für sich und den Stall das Nötige selbst zu ziehen.

Der Oheim des Pfarrers, der alte Dechant und Jubilarius, weiland Pfarrer von Steffeshausen, verlebte seine letzten Jahre in Eiserfey und betreute die dortige Kapelle. Hernach war Rektor Hinzen in Eiserfey. Weyer hat von der unseligen Kulturkampfzeit nichts gespürt. Es hatte seinen alten Pfarrer und außerdem noch einen Vikar.

Im Jahre 1869 hat Pfarrer Arens der Kapellengemeinde ihren Willen getan und ihr eine eigene Vermögensverwaltung gegeben (lt. Pfarrer Firmenich). Der Vikar N. Gohsen, den Pfarrer Arens bei seinem Amtsantritt in Weyer vorfand, wurde bald hernach Pfarrer von Zingsheim. 30 Jahre später wurde am 3. April 1864 nach Köln gemeldet, die in der Schule befindliche Vikariewohnung sei vom Lehrer geräumt worden, müsse aber zunächst wegen ihres traurigen Zustandes vollständig in Stand gesetzt werden, darum möge dem Rektor Hinzen in Eiserfey die Befugnis zum Binieren (Anm.: zweimal am Tag eine hl. Messe lesen) verlängert werden.

Damals haben die Vikare Judermanns und Hausmann in Weyer gewirkt, und seit 1871 Friedrich Stein, letzterer bis zum Tode des Pfarrers Arens. Alles kirchliche Vermögen wurde im Kulturkampf unter staatliche Verwaltung gestellt. Alle staatlichen Zuschüsse für kirchliche Zwecke wurden gesperrt. Weyer mit Eiserfey hatte drei Priester zu versorgen.

Als Arens 1834 die Pfarrstelle antrat, lebten noch viele, welche die alte und die Französische Zeit mitgemacht hatten. In Eiserfey amtierte Kanonikus Eilertz, ehemals in Kerpen. Nach seinem Ableben übernahm der Oheim die Stelle in Eiserfey. Die Inhaber der Industrie im Feytal waren gegen die Pfarrkirche recht gebefreudig.

Das von Fräulein Kleinertz in Eiserfey, die Juffer genannt, der Kirche vermachte Weingut im Ahrtal, ließ der Kirchenvorstand durch den dortigen Notar verkaufen. Es mag eine frohvergnügte Reise gewesen sein, die der Pfarrer mit mehreren Mitgliedern des Kirchenvorstands zum Verkaufstermin nach Ahrweiler machte. Dieser war der 14. April 1842; der Erlös betrug 1774 Taler 15 Silbergroschen.

Im Jahre 1848 wurde auch in Weyer der Freiheitsbaum aufgepflanzt und der Bürgermeister für einen Nachmittag ins Spritzenhaus gesetzt. Nach diesen Heldentaten war das Mütchen gekühlt und die Neuerungssucht befriedigt.

Eisenbahn, Dampfmaschine und andere Neuerungen machten die Steinkohle billig gegen Holzkohle. Die Eisenindustrie ging hier in wenigen Jahren bis zur Bedeutungslosigkeit zurück. Es waren für unsere Gegend dürftige, kärgliche Zeiten.

Als das Grundbuch in Weyer angelegt wurde, gab es noch herrenloses Land hierselbst, das man sich umsonst auf den Namen schreiben lassen konnte, wofür man künftig nur die Grundsteuer zu entrichten hatte. Darum waren die wenigsten erpicht, solchen Besitz zu erlangen.

In den 70er Jahren blühte besonders der Bleibergbau. Ein Mädchen war stolz, wenn ein Bergmann um seine Hand anhielt, indes der Ackersmann in bescheidenen Verhältnissen blieb.

Ein gemeinsames Denkmal auf dem Friedhof hält die Erinnerung an den Pfarrer Arens und seinen Oheim aufrecht.

Geboren 1777 zu Lascheid, geweiht 1801, unterrichtete Pfarrer Reuland 46 Jahre in seiner Höheren Schule, die von ihm selbst errichtet worden war. Er war 16 Jahre Dechant von St. Vith. Mit angemessener Pension lebte er in frommer Zurückgezogenheit bis zum 10. August 1861 16 Jahre lang in Eiserfey. Begraben in Weyer, ist er mit seinem Neffen Gerhard Arens vereinigt.

Im Jahre 1863 wurde Gottfried Hinzen Vikar von Eiserfey, seit 1868 als Rektor daselbst bezeichnet. In dieser Zeit ist auch Vikar Arnoldy für zwei Jahre dort tätig gewesen, der spätere langjährige und verdiente Pfarrer von Kalterherberg. Hinzen ist während des Kulturkampfes geblieben und hat damals der ganzen Gegend, wo man nur ohne ständige Seelsorge war, seine Dienste zur Verfügung gestellt. Er lebt noch in der Erinnerung der älteren Leute als der muntere, fröhliche Herr, der mit der langen Pfeife in Wind und Wetter loszog oder mit dem Wagen geholt wurde.

1887 wurde er Pfarrer in Keldenich, um 1891 die Pfarrei Körrenzig zu übernehmen. Dann kam Lic. Theol. Zählen (1892–96). Heinrich Zählen wurde Pfarrer in Eschweiler und später in Brand bei Aachen. Dechant Arens erhielt aus Kirchenmitteln 120 Taler (Chronik von Weyer). Die Einwohner von Eiserfey erboten sich, durch freiwillige Beiträge auf 200 Taler zu erhöhen.

Darauf kam Arnoldy aus Nideggen. Im folgenden Jahre wurde er ins Bergische versetzt. Hierauf wurde der Neupriester Hinzen ernannt, der 25 Jahre blieb (1862–87). Von 87 ab versah Pfarrer Stein Eiserfey und ebenfalls von 1896–1902. Denn am 4. Januar 1901 verzog der Rektor Frey nach Billig, nachdem er nur ein halbes Jahr in Eiserfey gewirkt hatte.

Am 30. Juli 1902 wurde die Rektoratsstelle durch den Kaplan Joh. Matthias Nikolaus Reinartz von Heistert besetzt, der am 5. September 1904 Eiserfey nach Hardt bei Mönchengladbach verließ. Rektor Adalbert Kessel kam am 4. April und starb am 4. Mai 1905. Er ist auf dem Friedhof in Eiserfey begraben. Er soll sich Paratyphus zugezogen haben.

An seine Stelle trat am 4. Juni Rektor Thuns, der im folgenden Jahre nach Hollerath versetzt wurde (2. Oktober 1906). Unter Rektor Klein (1911–1923) wurde Eiserfey kirchlich selbständig. Von 1906–11 hat Rektor Jakob Alex Reinartz, später Pfarrer in Godorf, heute in Köln lebend, Eiserfey versorgt.

Über die aus der Gemeinde gebürtigen geistlichen Söhne liegen für die ältere Zeit keine Nachrichten vor. Die Vikare Franz Eilertz und Friedrich Eilertz, Vikare in Kerpen und Königskerpen, 1776/78 im Taufbuch eingetragen, werden aus Eiserfey gebürtig gewesen sein, wie auch Karl Th. Hub. Eilertz (1776–1840).

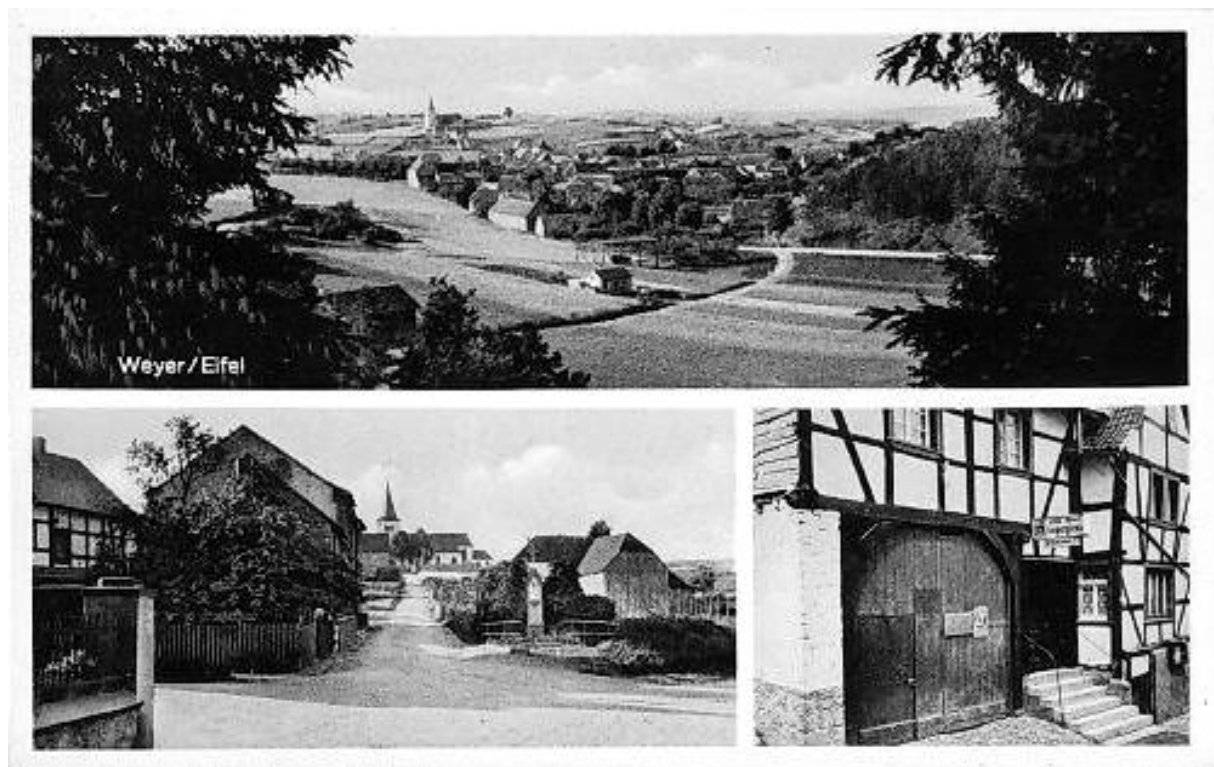
Peter Josef Sistig, Pfarrer zu Kall, wurde 1797 zu Weyer geboren und 1824 zum Priester geweiht. Er war von 1827–1872 Pfarrer von Kall. P. I. Sistig und Johann Josef Jakobi vollendeten ihre Gymnasialstudien in Münster eifel. Jakobi, 1849 in Köln zum Priester geweiht, war als Vikar von Eicherscheid ein heiligmäßiger Priester. Er wollte ins Franziskanerkloster in Warendorf eintreten. Den Wanderstab in der einen, den Rosenkranz in der anderen Hand, machte er sich auf die Reise zum Kloster, starb aber schon in Düren (1853).

Peter Philipp Jakobi, Ritter des Roten Adlerordens 4. Klasse, geboren 1785 in Weyer, 1811 Priester in Köln, wirkte 33 Jahre als Pastor in Kendenich. Er starb 1872.

Servatius Jakobi, resignierter Pastor von Dottel (1802–1874), wirkte, 1830 zum Priester geweiht, fünf Jahre als Vikar in Schleiden. Er war elf Jahre Pastor in Blumenthal und 17 Jahre in Dottel. Er starb zu Eiserfey am 23. Dezember 1874; denn 1863 hatte er auf sein Amt in Dottel verzichtet.

Heinrich Josef Jakobi, der dritte Priester aus der Familie Jakobi, resignierter Pfarrer von Ülpenich (1795–1880), begann seine priesterliche Tätigkeit in Kalterherberg, wirkte dann 23 Jahre als Pastor in Nettersheim und 17 Jahre in Ülpenich. Die letzten Jahre verlebte er im Ruhestand in seinem Geburtsort Weyer, wo er im Alter von 85 Jahren starb.

Als vierter Priester aus der Familie Jakobi wirkte Servatius Philippus Jakobi (1829–1908) von 1855 fromm und eifrig als Vikar in Lennep, Baumberg und Elsdorf, als Pastor in Großhau und Lammersdorf volle 53 Jahre bis zum seligen Tode 1908.



Zu Urfey 1797 geboren, Pfarrer, Dechant, Jubilarpriester, königlicher Kreisschulinspektor, Ritter des Roten Adlerordens 3. Klasse, war Matthias Werner Poll. Seine Tätigkeit begann er als Vikar an St. Quirinus in Neuss. Nach sechs Jahren zum Pfarrer in Giesenkirchen ernannt wirkte er 47 Jahre bis zum 15. Dezember 1872. Er starb 75 Jahre alt und wurde dort hochgeehrt begraben.

Thomas Friedrich Alexander Stein aus Köln (1880–1917) wurde erst 1888 zum Pfarrer von Weyer ernannt, weil während des Kulturkampfs die Beförderung nicht möglich war. Er dürfte das Vorbild des selbstlosen, bescheidenen Seelenhirten gewesen sein; eine ihm angebotene, bessere Stelle schlug er aus. Jedem Schmuck und Prunk war er abhold.

Er war in seinem Hause mit dem Allernötigsten zufrieden. Am 24. August 1871 in Köln geweiht, kam er gleich im Herbst 1871 nach Weyer und hat das Dorf kaum zu einer Reise verlassen. Daher konnte er in seiner einfachen Lebensweise vielen ein Helfer, den Armen ein Vater, den guten Werken, insbesondere den Missionen, ein warmherziger Förderer sein.

Unter Pfarrer Stein sind die Kirchenbänke erneuert worden, Kanzel, Beichtstühle und Tabernakel wurden neu beschafft, die Kirche erhielt mehrmals einen neuen Anstrich, die Altäre in Eichenfarbe. Ebenso wurden die Paramente, wie auch die Kirchenwäsche um manches Teil bereichert.

Das Dach des Chores wie des Kirchenschiffes zur Hälfte erhielt einen neuen Dachstuhl sowie neue Beschieferung. Zweimal hatte in den letzten Jahren der Blitz den Turm getroffen, ohne zu zünden.

Eine schleichende Krankheit, die in ihren Anfängen schon viele Jahre zurückreicht, hinderte ihn, für die Gemeinde so zu arbeiten, wie er es gerne wollte. Es war eine Schule der Leiden und Läuterung. Mehrere Schlaganfälle hatten ihn hart mitgenommen. Den Weg zur Kirche musste er Jahre lang geführt werden. Zuletzt wurde er in einem Sitzwägelchen gefahren, bis auch das Ostern 1917 nicht mehr ging.

Auf dem von seinen Verwandten errichteten Denkstein steht zu lesen: 46 Jahre Vikar und Pfarrer von Weyer. Jahrgedächtnis ist der 9. Oktober.

Johann Hubert Julius Firmenich (1918–1922) wurde am 21. März 1918 eingeführt, nachdem er zehn Jahre in Düsseldorf gewirkt hatte. Er wurde von Vikar und Pfarrverwalter Peter Zilligen begrüßt. Am 21. August 1881 zu Imgenbroich, Kreis Monschau, geboren, 1908 zum Priester geweiht, 1908–1918 in Düsseldorf, begann seine segensreiche Tätigkeit in schwerer Zeit.

Der Krieg ging zu Ende, viele hungernde Menschen kamen ins Dorf, immer neue Todesnachrichten liefen ein. Von Allerheiligen an wütete die Grippe im Dorf, in wenigen Tagen wurden sechs Leichen begraben. Dann brach die Revolution aus. Acht bis zehn Tage kam keine Post nach Weyer. Das Westtheer flutete durch die Eifel, gefolgt von den Fremden.

24 Tote sind durch amtliche Todesmeldung in der Pfarrei bestätigt, viele Soldaten sind vermisst. In der Nacht vom 15. zum 16. Mai geschah ein furchtbarer Einbruch in die Kirche: Die Holztüren des Tabernakels waren gesprengt und ausgerissen, die Vorderwand des Stahlgehäuses zerschlagen und zertrümmert, die hl. Gefäße herausgenommen, die hl. Hostien zerstreut und auf dem Altar verschüttet, zwei Speisekelche geraubt, ebenso eine Strahlenmonstranz.

Der Sonntag im Mai 1919 wurde ein Tag der Sühne und Abbitte. Zehn Tage später wurde wieder eingebrochen. An der Nordseite des Chores wurde ein Teil des farbigen Fensters zerstört. Obwohl die Sakristeitür bearbeitet wurde, hat sie standgehalten. Die Kirche bleibt am folgenden Tag bis zum Abend geschlossen (Einbruch am Samstagabend). Die Diebe entkamen unerkant.

1919 hielt Eiserfey seine erste Fronleichnamsprozession und Weyer änderte den Weg seiner Gottestracht. Im Januar 1920 wurden die Gebrüder Pütz in Vollem in ihrem Hause überfallen und Hubert Pütz erschossen. In der Samstagnacht (6.–7. März) raubten Diebe in der Kirche, fachmännisch die Schlösser aussägend, Kelch und Weihrauchfass aus Nickel. Weyer musste sich einen Messkelch leihen. Das Allerheiligste wurde jeden Abend ins Pfarrhaus gebracht.

Zum vierten Mal in 15 Monaten wurde die Kirche aufgebrochen. Samstag, den 31. Juli 1920, am Beginn der hl. Mission, wurde die Sakristei mit Nachschlüssel geöffnet. Das meiste, was an Mess- und Segensparamenten dort war, der Vorrat an Wachskerzen, der Teppich, Altarschutzdecken und Kelchwäsche wurden gestohlen. Die hl. Stätte war in gemeiner Weise beschmutzt. Die hl. Mission nahm in der Gemeinde, tief beeindruckt, einen glänzenden Verlauf.

Am 12. August wurde ein Teil der geraubten Paramente in einem dichten Eichengebüsch zwischen Iversheim und Eschweiler gefunden. Den Schaden der vier Einbrüche reparierte die Firma Girards in Vussem an Schlössern, Türen, Tabernakel gegen Erstattung der eigenen Unkosten; in der Inflation war für Geld allein nichts mehr zu erlangen.

Als man 1921 die Steine des Kriegerdenkmals in die Mauer zu beiden Seiten des Missionskreuzes einlassen wollte, erschien die frühere Eingangstüre der Kirche dort, wo der rechte Denkstein steht. Josef Milz aus Weyer führte als Maurer die Arbeit aus. Kosten des Denkmals betrugen 3.000 RM.

Das Schulzimmer in der Privatschule (Wirtschaft Wassong) wurde für 100 RM als Jugendheim gemietet. 1922 feierte der Küster Egidius Schneider sein 40jähriges Dienstjubiläum und das 50jährige als Mitglied des Kirchenchores. Weyer war bis 1922 die einzige Pfarrei des Dekanats, die keine Kultursteuern erhob. Jetzt auf der Höhe der Inflation wurde die erste Umlage erhoben. 1921 wurden schon für den Zentner Kartoffeln 100 RM gezahlt.

Nach 30jähriger Tätigkeit dankte Lehrer Krings ab und trat in den Ruhestand. Die Privatschule wurde nach drei Jahren geschlossen. Der Zentner Kartoffeln und das Pfund Butter kosteten 1.000 RM.

Im Dezember 1922 wurde Pfarrer Firmenich nach Aachen St. Elisabeth versetzt. Vor allem sei erwähnt, dass er die Urkunden sammelte und ordnete und eine gute Chronik der Pfarrei Weyer schrieb.

Johannes Schönen (1923–1935), Vikar in Weiden, wurde im Januar 1923 zum Pastor von Weyer ernannt und 1935 nach Boslar bei Jülich versetzt. Durch die Wirren der Ruhrbesetzung war der Umzug mit Wagen und Pferden (elf Pferde und zehn Fuhrleute) nicht leicht: passiver Widerstand und Regie besagen genug.

Am 14. November 1923 wurde Rektor Klein von Eiserfey als Pfarrer nach Steinbüchel versetzt und am 9. Januar 1924 Arnold Königs mit Triumphbogen, Ansprachen und Gesang in Eiserfey eingeführt. Die neue Mark war gekommen, eine Billion Mark wurde eine Rentenmark. Die Kapitalien der Kirche gingen in der Inflation verloren, die Kirchensteuer blieb.

Der Herbst 1924 brachte Weyer eine große Freude: das elektrische Licht. Eine Kommission hielt seit 1923 monatlich eine Haussammlung ab. Das Geld wurde gleich in Kupferdraht umgesetzt. Überall, wo im Dorf eine Lampe angebracht war, wurde sie angeknipst, so dass es hell in Weyer wurde. Die Leute freuten sich wie die Kinder über das schöne Licht, das ihnen selbst im Stall ein so bequemes Arbeiten erlaubte.

Die Befürchtung der Ängstlichen, dass noch Kinder und Kindeskindern an den elektrischen Anlagen zu bezahlen haben würden, war unbegründet: In zwei Jahren war alles bezahlt! Die Mechernicher Baugesellschaft lieferte die Anlagen für die Kirche umsonst. Die Außenleitung bis zur Kirche kostete 500 RM. Die Summe wurde durch freiwillige Sammlung aufgebracht.

1924/25 dauerte der Karneval den ganzen Winter hindurch. 1925 brachte die neue Wahlordnung für die Kirchenvorstandswahlen. Gewählt wurden Johann Th. Jakobi, Bernhard Zingsheim, Peter Zalfen, Paulus Göbel, Peter Hellenthal, Johann Servatius Esser, Matthias Strunck, Matthias Wassong, Johann Josef Keller und Michael Pütz.

Die Dekanate der Erzdiözese Köln wurden 1925 verkleinert und neu umgrenzt. Weyer wurde Mechernich zugeschrieben. Eine Frucht der Mission 1928 war am 9. Dezember die Gründung der Barbara-Bruderschaft bei Wassong.

1930 wurde die Kirche vom Kirchenmaler Robert Feldmann für 3.000 RM neu ausgemalt. Vorher wurden die Kirchenfenster bearbeitet und für gründliche Lüftung gesorgt. Die Firma Melchior in Köln erhielt 326 RM. Die Eisenarbeiten lieferte Wilhelm Schmitz für 55 RM.

1930 wurde das neue Diözesangebetbuch eingeführt. 1931 wurde wegen der großen Arbeitslosigkeit jeden Tag nach der hl. Messe der Psalm „Aus der Tiefe rufe ich zu dir!“ gebetet. Das am 13. August 1930 wieder errichtete Bistum Aachen erhielt 1931 in Dr. Josef Vogt seinen ersten Bischof.

In Weyer werden 1931 von August Hamacher die Kirchenbänke und der Fußboden gestrichen.

Das Jahr 1933 brachte die große politische Umwälzung des Nationalsozialismus, die den meisten noch in frischem Gedächtnis ist.

Am 10. Juli 1935 wurde **Hermann Ludwig Schlitt (1935–1936)** bis zum Oktober 1936 Pastor von Weyer. Vorher war er Religionlehrer am Lyzeum in Jülich. Infolge schwerer Kriegsverwundung

(100 %) musste er sich häufigen Kuren unterziehen, so dass oft monatelange Vertretungen erforderlich waren.

Der Pfarrer war von der bischöflichen Behörde mit dem Neubau des Pfarrhauses in Weyer beauftragt worden. Das alte Pfarrhaus wurde zum Verkauf angeboten, um das neue zu finanzieren. Es ist jedoch nicht zum Verkauf gekommen, da sich inzwischen zwei Parteien gebildet hatten, sowohl in der Gemeinde als auch im Kirchenvorstand. Neubau stand gegen Reparatur. In dieser Zeit musste der Pfarrer eine Mietwohnung beziehen (Nr. 51 bei Dahmen).

Am 15. März 1936 wurde die feierliche Primiz eines Sohnes der Gemeinde gefeiert. Es war der Hochwürdig Herr Matthias Schmitz. Pfarrer Ludwig Schlitt verzichtete auf die Pfarre und erhielt eine Stelle in Aachen.

Am 10. Oktober wurde **Wilhelm Forsbach (1936–1950)** zum Pfarrer von Weyer ernannt. Er war neun Jahre Kaplan in Krefeld St. Stephan gewesen. Am 13. Dezember feierlich eingeführt, konnte er das reparierte Pfarrhaus und eine Schuldenlast von 11.000 RM übernehmen. Außerdem waren für Neubaupläne 1.000 RM ausgegeben. Die bischöfliche Behörde schenkte 2.050 RM für weitere Erfordernisse. 1944 wurden die Schulden sämtlich abgetragen, so dass die Gemeinde schuldenfrei war.

Am 1. Dezember 1949 wurde Forsbach nach Geilenkirchen-Hünshoven versetzt, so dass Weyer in 32 Jahren vier Pastore hatte, die nicht am Ort blieben. Für die Vorjahre, in denen keine Etatvoranschläge aufgestellt wurden, wurden diese mit einstimmiger Genehmigung des Kirchenvorstandes baldigst nachgereicht. Nach dem Tode von Johann Josef Keller wurde der Ortsbürgermeister Johann Esser zum stellvertretenden Vorsitzenden des Kirchenvorstandes gewählt.

Seit dem 1. September 1937 durfte der Religionsunterricht der Kinder in der Schule nicht mehr von der Geistlichkeit erteilt werden. Dafür wurden sie in der Kinderseelsorgestunde in der Kirche betreut.



Am 5. August 1938 schändeten zur Nachtzeit Insassen des Lagers der Westwallarbeiter das Wegkreuz an der Dorfstraße, wo der Weg zum Jülicher Ende abzweigt. Ein Schrei der Entrüstung ging durch das Dorf. Sonntag, den 7. August wurde anlässlich des Cyriacusfestes eine Sühneprozession durchs Dorf gehalten, an der sich alle Pfarrangehörigen mit stummen Protest gegen die unerhörte Beleidigung beteiligten. Schon nach kurzer Frist befand sich an der Stelle ein schönes neues Kreuz, das von einem ungenannten Pfarrkind beschafft worden war.

Die alte Sakristei, deren Baujahr unbekannt ist, war feucht und Nistplatz für Ratten und Mäuse. Im Innenraum maß sie 3 x 5 m. Die dicken Mauern und kleinen Fenster ließen weder Licht noch Luft herein, alles zum Schaden der Paramente und Gewänder.

In 18 Monaten wurde die Sakristei, verbunden mit einer Kirchenheizung, vollendet und mit 8.000 RM aus Sammlungen und freiwilligen Spenden bezahlt. Die historischen Ausgrabungen siehe Seite 28. Die neue Sakristei, 5–6 m groß, war doppelt so groß wie die alte. Sie war ganz unterkellert und hatte einen Ausgang zum Friedhof.

Ein alter Barockschränk wurde von einer Familie aus Weyer erworben, wozu noch eine Truhe mit einfachem Kassettendekor als Geschenk hinzukam. Kälte und Feuchtigkeit, die dem Mauerwerk geschadet hatten, verschwanden nun im Winter: ein angenehmer Gewinn für die Gemeinde. Ferner wurde die Orgel repariert und erneuert.

Der sogenannte Kinderpfennig (jedes Kind bringt jeden Sonntag zur Christenlehre einen Pfennig mit) erbrachte 220 RM. Er wurde für folgende Zwecke verwendet: am Hauptaltar, der sich wegen seiner Enge schlecht zum Schmücken eignet, wurde eine schmale Bank vorgebaut, auf der Blumen und Kerzen Platz finden können, sechs moderne Leuchter wurden für diesen Platz beschafft, ebenso ein violettes Messgewand, Blumenvasen, Kanontafeln, ein Weihrauchfass mit Schiffchen, Leinen für Schultertücher etc.

1939 wurde die Kartothek mit Verkartung der alten Bücher für die Familienforschung von 1601 an lückenlos erstellt. Von September an kam starke Einquartierung. Die wertvollen alten Kirchenbücher und Geräte wurden an sicherer Stelle verborgen. Die Amtskasse Zingsheim kündigte die Einziehung der Kirchensteuer auf, dafür übernahm die Spar- und Darlehnskasse Weyer diese Aufgabe.

1940 wurde eine religiöse Woche durchgeführt, ein neuer weißer Chormantel für 380 RM angeschafft. – Die größte Sorge brachte der Gemeinde das äußerst schadhafte Kirchendach: Es fehlte an Arbeitskräften. Für die Kirche wurde eine Luftschutzgemeinschaft gebildet: neun Männer und Frauen, dazu eine Feuerspritze und eine Luftschutzapotheke.

Die in den letzten Jahren begonnenen Steinbrucharbeiten an der Kakushöhle fanden auch in diesem Jahre ihre Fortsetzung. Alle Instanzen, vor allem der Vorstand des Eifelvereins, wehrten sich gegen die Verschandelung des Naturschutzgebietes. Doch die Steine wurden für die NSDAP-Parteibauten in Nürnberg verwendet und so begann das Sprengen und Zersägen.

1941 stieg die Zahl der einberufenen Männer und Jungmänner immer mehr. Am 17. Januar 1941 starb in Eiserfey Rektor Wilhelm Höhr im Alter von 76 Jahren, nachdem er 13 Jahre treu und gewissenhaft die Seelsorge ausgeübt und die neue Kirche erbaut hatte. Pfarrer Forsbach übernahm die Verwaltung, die Nachlassregelung und die Seelsorge bis zur Einführung des neuen Rektors am 16. März.

In diesem Jahre wurde der ganze planmäßige bisherige Religionsunterricht in der Schule eingestellt. Alle Kinder kamen regelmäßig und pünktlich zur Kinderseelsorgestunde. Im September wurde Pfarrer Forsbach bei der Polizeibehörde zur Anzeige gebracht, weil er 1. trotz

nächtlichem Fliegeralarm den Gottesdienst am nächsten Morgen um 7 Uhr begonnen habe; 2. weil er die alljährlich vorgeschriebene Caritassammlung für vertriebene Ordensleute gehalten habe. Nach Vernehmung in Zingsheim und mehrstündigem Verhör bei der Geheimen Staatspolizei in Aachen wurde das Verfahren eingestellt.

1942 wurde ein neues, massives Kirchentor aus Eichenholz für 475 RM eingesetzt. Die alte, 36 Zentner schwere Glocke wurde zerschlagen und fortgeschafft. Vor dem Portal der Kirche wurde unter Beratung des Vereins für Denkmalpflege in Bonn als Schutz des Kirchentores und der Turmhalle und als Bereicherung und harmonische Unterbrechung der sonst flachen und schmucklosen Fassade eine Vorhalle angebracht. Sie wurde von Üdelhofen aus Vussem für 170 RM errichtet.

Johann Kalff aus Aachen malte die Kirche neu aus. Die Westwand der Turmhalle wurde mit einem Bild der Kreuzabnahme versehen. Hermann Latz aus Eiserfey schmiedete einen prächtigen Leuchter, der vor dem Bilde angebracht wurde. Die in hellem Steinton gehaltenen Wände der Kirche erweckten einen freundlichen und weiten Eindruck.

Die Beichtstühle wurden von der Mitte des Seitenschiffes in die Schlussnischen gestellt. Der alte Kreuzweg wurde durch neue Kreuzwegstationen ersetzt, welche von Kalff im Stil des 13. Jahrhunderts, der wahrscheinlichen Bauzeit des Mittelschiffes, gemalt wurden. Die Gewölbe wurden nicht bearbeitet, da keine Gerüste zu beschaffen waren. Die Stirnseiten des Chores erhielten je ein Bild der Verkündigung und der Auferstehung und einen helleren Anstrich im aufsteigenden Mauerwerk. Die ganze Kirche erforderte für Ausmalung und Anstrich den Betrag von 4.117,50 RM. Die Summe wurde durch monatliche Sammlungen gedeckt.

Vor der Fliegergefahr und -zerstörung retteten sich nun viele aufs Land, so dass jedes Haus mit Flüchtlingen und gerettetem Mobiliar angefüllt war. 1944 wurde die Arbeit (in Feld und Wiese) fast ausschließlich von den Frauen verrichtet, da die Männer im Felde standen.

Am 1. Oktober trat der fromme und gewissenhafte Chrysostomus Mael seine Stelle als Küster an, die er bis zu seinem Tode versah. Im September waren die Gegner bis zum Westwall vorgestoßen. Tag und Nacht dröhnte der Kanonendonner, ständig kamen Fliegergeschwader, dazu volle Einquartierung. Die Schule wurde geschlossen. Der „Volkssturm“ von 16 bis 65 Jahren trat an. Bunker, Splittergräben und Panzersperren wurden angelegt. Eine politische Anzeige gegen Pfarrer Forsbach führte zu einer neuerlichen Verhandlung bei der GESTAPO.

Mit 2.000 bis 3.000 Soldaten Einquartierung wurde 1945 die Last für die Einwohner unerträglich. Elektrischer Strom und Wasser waren meistens unterbrochen. Der 5. Januar 1945 war der schwarze Tag für Urfey und Vollem. Eine große Zahl von Sprengbomben zerstörte Häuser, hob die Dächer ab, wühlte in Feldern und Wiesen. In Urfey kamen von 40 Gesamteinwohnern zehn Personen ums Leben. An der Kirche wurden die Fenster an der Nordseite zertrümmert und es entstanden Risse im Mauerwerk.

Der 6. März brachte die Entspannung. Am Nachmittag des 6. März rückten amerikanische Panzerverbände ins Dorf. Eine kleine Einheit deutscher Soldaten hatte an der Kirche kurzen Widerstand zu leisten versucht, worauf die Kirche beschossen und das Dach von zwei Granaten durchschlagen wurde. Die Bevölkerung wurde ausnahmslos von den Amerikanern in die Kirche getrieben. Alle Häuser wurden besetzt und im Dorfe wurde viel verwüstet und geplündert. Am anderen Tag konnte die Bevölkerung in ihre Häuser zurückkehren. Das Dorf blieb ohne weitere Besatzung.

Für die Grenzbevölkerung in ihrer großen Not musste gesorgt werden. Eine erste Sammlung erbrachte in Weyer 180 Zentner Getreide, Kartoffeln und andere Gebrauchsgüter, die der Patengemeinde Rescheid zugeführt wurden. Eine nochmalige Sammlung, ebenfalls für Rescheid, ergab eine noch größere Menge an Getreide, Kleidungsstücken etc.

Der Schulunterricht konnte nicht beginnen, weil beide Lehrpersonen sich einer längeren, politischen Prüfung zu unterziehen hatten (Entnazifizierung). Das von den Granaten zerstörte Kirchendach wurde in wenigen Wochen wieder in Ordnung gebracht. Die Fenster an der Nordseite für 450 RM erneuert. – 25 Tote waren 1945 zu beklagen.

Im Februar wurde die Frau des Schmieds Josef Müller, geb. Keller, bei einem Angriff von Tieffliegern in der Küche aus der Schar der sie umgebenden Kinder heraus getötet. Peter Jakobi wurde am 6. März beim Heraustreten aus seinem Hause von einem Amerikaner erschossen. Er erfreute sich wegen seiner Lauterkeit, Güte und Mildtätigkeit einer allgemeinen Beliebtheit. Bernhard und Hermann Zingsheim sowie Helene Zingsheim, geb. Müller, starben beim Bombenangriff am 5. Januar. Außerdem die Frau des Notars Dr. jur. Schröder, die sich zur größeren Sicherheit in Urfey aufhielt.

Die Schule konnte erst 1946 zu Beginn des Schuljahres durch eine Kölner Lehrerin eröffnet werden. Im Kreise Schleiden konnten 200 Schulen wegen Lehrermangel nicht besetzt werden.

Im Laufe des Jahres erfolgten drei Einbrüche in das Gotteshaus. Der erste Einbruch geschah in der Nacht vom 4. zum 5. April. Durch ein eingedrücktes Chorfenster stiegen die Diebe in die Kirche. Fußbodenläufer und Altarkerzen wurden gestohlen.

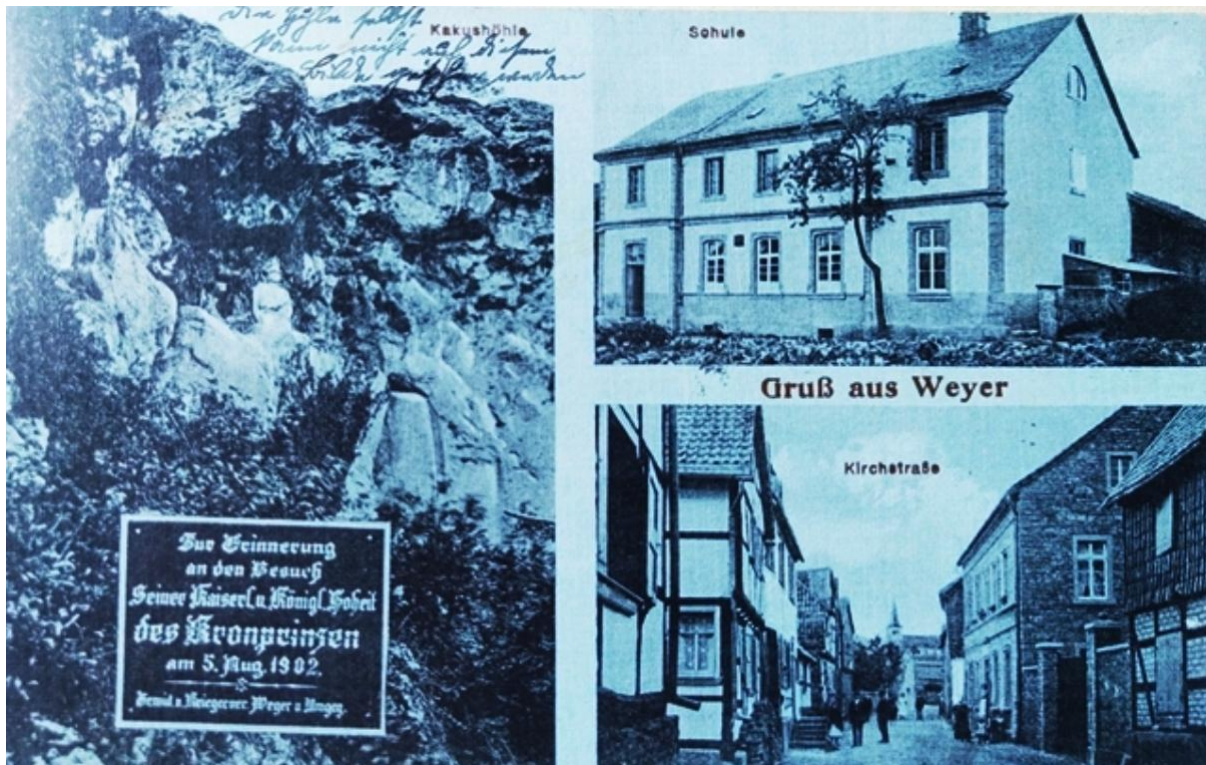
Beim zweiten Einbruch stiegen die Diebe durch dasselbe Fenster ein. Das drehbare Tabernakel wurde heruntergerissen, desgleichen auch das untere Tabernakel, das mit einem Brecheisen nicht geöffnet werden konnte. Die Tür wurde mit einem Sauerstoffapparat aufgeschweißt. Die Hostien wurden in das Tabernakel geschüttet, der goldene Speisekelch gestohlen. Es entstand ein Bild der Verwüstung an hl. Stätte.

Beim dritten Einbruch verhinderte die Stahleinlage der Tür das Eindringen in die Sakristei. Darum stiegen die Diebe wieder durchs Chorfenster, versuchten vergebens das Tabernakel zu öffnen und stahlen dann Kerzen, Glühlampen und einen Vorrat Altar- und Kirchenwäsche aus einem Schrank hinter der Orgelbühne, der am nächsten Tage in einem Schuppen neben der Kirche wieder aufgefunden wurde.

1949 wurden für 5.800 RM vom Bochumer Verein zwei Glocken erstanden und am 21. August in Weyer geweiht.

Im Dezember erhielt Pfarrer Forsbach seine Versetzung nach Hünshoven, um dort eine neue Kirche zu bauen. (Sie ist inzwischen fertig und am 23. Oktober durch den Hochwürdigsten Herrn Bischof van der Velden eingeweiht worden.) Die Abreise nach Hünshoven verzögerte sich bis März 1950, weil die Pfarrerwohnung in Hünshoven repariert werden musste.

Ihm folgte ab 15. März 1950 der Herr Kaplan Josef Frings von Neuwerk als Pastor von Weyer. Diesem gelang es, innerhalb von zwei Jahren ein Jugendheim im Pfarrhausgarten zu erbauen. Dieses wurde am 18. Dezember in einer Feierstunde seiner Bestimmung übergeben.



Von Ämtern und Diensten für die Kirche

von Johann Leugering

Soweit Aufzeichnungen es zurückverfolgen lassen, hat dem Pfarrer in Weyer immer ein Kirchenvorstand oder Kirchenrat zur Seite gestanden. Der Kirchenrat war ehemals, wo manches nicht so genau gebucht und schriftlich festgelegt war, von besonderer Wichtigkeit. Ebenso war seine Mitarbeit bei der Verwaltung des Kirchenlandes sowie beim Ableben und Amtsantritt des Pfarrers besonders erforderlich.

Ehemals gab es in unserer Gemeinde die Unterscheidung in auswendiger und inwendiger Kirchenmeister. Alle Jahre wurde an Aschermittwoch in der Kirche im Beisein derer, die von der Gemeinde erschienen waren, die Rechnung gelegt, wobei es nach Ausweis der vorhandenen Bücher vorkam, dass der Kirchenmeister mit seinem Barbestand zu kurz kam und er dann das Fehlende beschaffen musste. In Kallmuth war in ähnlicher Weise Rechnungsablage am Tage nach Patrozinium, dem Fest des hl. Georg.

Im Kulturkampf wurde durch preußisches Staatsgesetz vom Kirchenvorstand gefordert, die Wahl der Mitglieder und ihre Rechte genau festzusetzen; das Gleiche galt von der damals eingerichteten kirchlichen Gemeindevertretung, die als Kontrollorgan für die kirchliche Verwaltung eingesetzt wurde. Auch hatte der Pfarrer nicht mehr den Vorsitz im Kirchenvorstand. Letzteres klingt härter als die Wirklichkeit, die lediglich darin bestand, dass in den Schriftstücken des Kirchenvorstandes die Unterschrift des Pfarrers fehlte.

Die Beteiligung an den Wahlen war nie stark. Meistens mussten einige der nächsten Anwohner geholt werden, damit überhaupt eine Wahl zustande kam. Sie hatten keine Lasten zu tragen. Bis 1920/21 einschließlich wurden kirchliche Umlagen nicht erhoben.

Seit der französischen Zeit wurde die kirchliche Vermögensverwaltung im Auftrag des Kirchenvorstands durch einen Rendanten geführt. So ist damals bis 1820 Matthias Werner Sistig Rendant gewesen, danach Gerhard Lorbach bis 1845. Ihm folgte Bürgermeister P. Fabricius von Scheven bis 1848. Große Rückstände waren 1848 einzutreiben, so dass Johann Esser unter dem Vorbehalt die Verwaltung übernahm, diesen Rückständen gegenüber keine Verpflichtung zu übernehmen.

1850 wurde die ganze Rechnungslegung der Pfarrkirche Weyer durch den Spezialkommissar Pfarrer Berners aus Marmagen revidiert. Er war von der Behörde eigens bestellt. Dann zeichnete Hubert Peiner als Rendant, während die Rechnung in Wirklichkeit durch Bürgermeister Blum aus Zingsheim geführt wurde. Von 1868 bis 1875 war I. Vollheim Rendant, danach Carl Latz, der sich durch seine wunderbare Handschrift und die saubere, exakte Anlage der Kirchenbücher oder kirchlichen Verzeichnisse, wie Stiftungsverzeichnis, Inventar, verewigt hat.

Ihm folgte als Rendant Lehrer Hermann Josef Krings, der 1943 infolge Altersschwäche abdankte. Nun übernahm Clemens Strunck die Rendantur und veranlasste zunächst die Schuldentilgung von 11.000 DM. Er gab die Rendantur beim Scheiden von Pfarrer Forsbach an Heinrich Nettersheim ab.

Mit dem Kirchenvorstand hatte Pfarrer Hendrichs eine genaue Dienstinstruktion für den Küster (den Offermann, wie er in hiesiger Gegend genannt wird) ausgearbeitet: Von Ostern bis Allerheiligen soll die Morgenglocke um 5 Uhr und von Allerheiligen bis Ostern um 6 Uhr präzise geläutet werden etc. Bis 1828 hatte Arnold Müller das Küsteramt versehen, 1828 Jos. Nassheuer und 1829 trat Clemens Strunck den Dienst des Küsters an. Er war ab 1835 auch Organist.

Im Mai 1860 trat der damalige Lehrer Peter Servatius Latz als Küster und Organist an dessen Stelle. Seit 1882 hatte Egidius Schneider viele Jahrzehnte sein Amt inne. Die Vergütung für das Orgelspiel war kärglich, so dass zu Beginn der neunziger Jahre, weil niemand die Orgel spielte, in Weyer über ein Jahr karfreitagsartiger Gottesdienst gehalten wurde, bis Lehrer a. D. Krings das Orgelspiel für viele Jahre übernahm.

Für Ordnung in der Kirche und bei den Prozessionen sorgten die Sendschöffen (Schweizer), in alter Zeit war ja Kirchliches und Weltliches immer innigst und friedlich verbunden. Das alte Sendschöffenamt besteht längst nicht mehr, der Name ist geblieben. Der Schweizer erhielt dann eine eigene Tracht und Stephan Feyen von Eiserfey hat lange Jahre seines Amtes gewaltet.



Das Pfarrhaus und die Vikarie

von Johann Leugering

Vom alten Wedemhof wollen einige wissen, er habe früher näher auf die anderen Häuser zu gelegen, und zwar im südlichen, tiefer liegenden Teil des Pfarrgartens. Er wurde am 15. Juli 1677 von den Franzosen mit dem Dorf geplündert und verbrannt. Einen solchen Wedemhof besaßen nur die ältesten Pfarreien des Landes. Er ging von heidnischem Priesterbesitz in christlichen über.

Unter Pfarrer Hendrichs wurde 1826 mit bischöflicher Genehmigung ein 12 Quadratruten und 96 Fuß großer Teil des Pfarrgartens, der 62 Fuß lang und 24 Fuß breit ist, zum Bau eines Schulhauses an die Gemeinde abgetreten. Sicher weiß man nicht, wo der alte Wedemhof gestanden hat, denn 150 Jahre kam man in Weyer nicht zu einem neuen Pfarrhaus.

Das neue Pfarrhaus wurde 1816/17 von Pfarrer Weber zum Teil aus alten Stiftungsgeldern aufgeführt. 1843 wurde die Mauer des Pfarrgartens an der Straße entlang aufgeführt und die Stallung 1845. Eine größere Instandsetzung des Pfarrhauses erfolgte 1859 für 230 Taler, ebenso nach dem Ableben von Pfarrer Arens 1881 für 524,55 M. 1890 wurde der Südgiebel für 107 M mit Dachziegeln bekleidet und im folgenden Jahr die Westseite für 236,20 M neu geschiefert. Der Flur erhielt einen neuen Steinbelag und die Küche wurde neu gedielt. 1898 kosteten die Anstreicherarbeiten 300 M.

Im Jahre 1902 wurden die Schornsteine neu gebaut, im Keller eine Betondecke gelegt, Fußboden und Wände für 595 M neu zementiert. Seitdem geschah nichts mehr, so dass das Pfarrhaus 1917 zerfallen aussah: etliche Zimmer waren nur getüncht, in anderen hingen alte, schadhafte Tapeten. Die gartenseitige Tür war völlig verfault und konnte nicht geschlossen werden. Durch Pfarrer Firmenich wurde dieses erneuert. 20 Jahre später war die große Streitfrage: Reparatur oder Neubau – es wurde bis heute nur repariert!

Die Vikariewohnung befindet sich in der Schule und ist bei unbesetzter Vikariestelle der Zivilgemeinde als Lehrerwohnung überlassen. In den Verträgen hierüber (Akten F 35) heißt es ausdrücklich, dass dies nur bis auf weiteres geschieht. Wenn die Vikariestelle besetzt ist, so kann die Zivilgemeinde auf Weiterbenutzung der Wohnung und des Gartens keinen Anspruch erheben.

Die Zivilgemeinde ist verpflichtet, Wohnung und Garten für die Dauer der Benutzung in ordnungsmäßigem baulichen Zustande zu erhalten und in ebensolchem Zustande wieder abzugeben. Die Vikariewohnung besteht aus einem Keller, Hausflur und Küche im Erdgeschoss, fünf Zimmern im oberen Stock und dem darüber liegenden Speicherraum. Der Garten ist etwa ¼ Morgen groß.

Vikar Nik. Gohsen wohnte hier bis 1834, Josef Judermanns 1864–66, H. Hausmann von 1866–71, Friedlich Stein 1871–1880 und Peter Zilligen 1914–1918.

Die Hilfsgeistlichen der Gemeinde, ihre geistlichen Söhne

von Johann Leugering

Die alte Pfarre Weyer zählte über 1.000 Seelen, verteilt auf eine Reihe von Ortschaften: Vussem, Bergheim, Lorbach, Kallmuth, Vollem, Urfey, Eiserfey, Dreimühlen. In Kallmuth und Eiserfey standen Kapellen, in denen wohl zumeist das Allerheiligste aufbewahrt wurde.

Unter anderen werden genannt ein Primissar und Kaplan Jos. Vollheim 1758/62. Ein Primissar Vollheim wohnte 1798/1801 in Eiserfey u.a.m. Das Amt des Vollheim an der Kapelle zu Eiserfey dürfte der aus dem Orte gebürtige Kanonikus Karl Th. Eilertz, bis dahin Kanonikus in Kerpen, übernommen haben. Durch die Franzosen war das Stift Kerpen aufgehoben worden. Fortan wohnte er in seinem Heimatort, wo er an der Kapelle den Dienst versah und zugleich mit seinen Verwandten die der Familie gehörende Eisenschmelze leitete. Er starb am 23. August 1840 und ist auf dem Friedhof in Weyer begraben.

Danach versah Pfarrer a. D. Josef Arens den Dienst in Eiserfey, er war der Oheim des damaligen Pfarrers Gerhard Arens von Weyer. Bei seinem 50jährigen Priesterjubiläum ist ihm in Weyer, zur Erinnerung an das Fest, ein Denkmal in Form eines Kreuzes gesetzt worden.

Thomas Poll, Pfarrer zu Hilfarth im Dekanat Wassenberg, 1806 in Urfey geboren, arbeitete seit 1833 im Weinberge des Herrn als Vikar zu Keyenberg unter einem kranken Pfarrer und als Pastor 1848–1869 in Hilfarth. Als dritter aus der Urfeyer Familie Poll wurde Michael Poll (1801–1853) Pfarrer zu Wevelinghoven und geistlicher Spezialkommissar. Er wirkte als Vikar in Berg bei Düren, seit 1824 in Wevelinghoven und als Pfarrer in Telz und Wevelinghoven. Er baute die schöne Kirche, das neue Pfarr- und Vikariehaus sowie das neue Schulgebäude.

Arnold Peiner wurde am 14. November 1838 in Urfey geboren, studierte in Recklinghausen, Münster und Bonn. Die 38 Jahre seiner priesterlichen Tätigkeit brachte er in Brauweiler zu, von 1864 an als Vikar, von 1870 als Seelsorger an der Rheinischen Provinzial-Arbeitsanstalt.

Über Johann Nassheuer, aus Weyer gebürtig, gibt es keine zuverlässigen Daten und Angaben. Er soll als Pfarrer von Gemünd gestorben sein. Im Taufbuch lassen sich noch nachweisen: Hermann Franz Josef Hubert Hamacher, 1781 Vikar an der Metropolitankirche zu Köln. Joes Peter Strunck, 1788 Pastor in Keldenich, Hubert Hamacher 1766, Franz Eilertz, Vikar in Kerpen (ein anderer Karl Eilertz ist Hofrat in Düsseldorf) 1778, Friedrich Eilertz, Vikar in Königskerpen.

Ohne Zweifel für eine kleine Eifelgemeinde eine ganz stattliche Zahl.



Das gottesdienstliche Leben und seine Besonderheiten in Weyer

von Johann Leugering.

Die Bittfahrt zum alten, berühmten Kloster Steinfeld stammt aus alten Zeiten. Sie fand besonders am 3. Sonntage nach Ostern zum Hermann-Josef-Feste statt. Gen Osten erreichte man ebenso das noch ältere Münstereifel mit seinen fünf Kirchen und fünf Kapellen. Jetzt gehen sie immer wieder einmal gern nach Münstereifel zum Kauf und Verkauf auf die Märkte. Vor der Eisenbahn war „Münster“ viel mehr der Ort des Handels und Einkaufs als Mechernich.

Eine Besonderheit für Weyer, mit einer gewissen Berühmtheit, war die alte Fünf-Wunden-Bruderschaft. Die Sorge und das Gebet für die Verstorbenen galt schon 1601 als Hauptzweck dieser Vereinigung. Die Mitglieder sollten am Begräbnis der Mitbrüder und Mitschwestern teilnehmen und für sie täglich Gebete verrichten. Die Namen der Mitglieder werden in vier Abteilungen geführt: 1. der Geistlichen, 2. der benachbarten Pastore, 3. der Adeligen, 4. der Laien: Es bestanden 19 Seiten mit Namen der Laien.

Dann folgten die Namen der „gottesforchtigen Broder und Süsteren, so zur Zeit Anton Glehn Pastor zu Wyher (von 1585 an) in der Broderschaft angenommen und aufgeschrieben“. Die vielen Seiten beweisen ein hohes Alter der Bruderschaft. Unter den Adeligen waren die Grafen von der Mark und Arburg sowie Damian Beissel von Gymnich (1511). Auch die Laienmitglieder stammen von weit und breit her.

Pastor Hendrichs legte 1825 ein neues Register an. Das Feldkreuz östlich der Kirche in rotem Eifelsandstein trägt die Darstellung der fünf Wunden. Die Vorderseite ist beschriftet „E. W. B. präside“ (Bedeutung unklar), der Querbalken der Rückseite hat die Inschrift „Haec crux per Chordas confratres atque sorores dicata, est Christo Protege sancta tuos“ (Dies Kreuz ist durch den Chorda Mitbrüder und Mitschwestern Christo geweiht. Beschütze, Heilige, die deinen). Darstellung und Text bestätigen die Vermutung, dass Fünf-Wunden-Bruderschaft und Chordelbruderschaft ein- und dieselbe waren.

Pfarrer Hendrichs stellt 1826 amtlich fest, dass in Weyer zwei Bruderschaften bestehen: 1. der christlichen Lehre oder Gesellschaft Jesu, Maria und Josef und 2. zu den hl. fünf Wunden. Für beide wurde ein besonderes Gebetbuch herausgegeben, Neudruck 1891. Dieses Buch wird an Neujahr, Palmsonntag, Pfingsten, dem Schutzengelfest und Allerheiligen noch heute benutzt.

Die zweite Bruderschaft war die von Jesus, Maria und Josef, die monatlich ihre Andacht hatte und halbjährlich ihre Feier mit Aussetzungsmesse. Pfarrer Bolmes erneuerte 1719 das Verzeichnis und ebenfalls Pfarrer Hendrichs 1824.

Am 17. Dezember 1860 wurde die Bruderschaft vom hl. Erzengel Michael gegründet. Zum Vorstand wurden gewählt: Servatius Sistig als Präses, Josef Pütz als Sekretär, Peter Jakobi als Rendant. Von dieser Bruderschaft rührt die Prozession zum Michelsberg her, welche am Sonntag nach dem Feste des hl. Michael als alljährliche, strapaziöse Tour von vier Stunden und ebenso lange zurück gegangen wurde.

Eine Rosenkranzbruderschaft wurde 1910 im Anschluss an die Mission der Dominikaner gegründet. Sie ist nachher ganz eingeschlafen. 1857 war in Weyer Volksmission, 1867, 1896, 1910, 1920 auch in Eiserfey.

Fünfmal im Jahr war in der Kirche eine Sakramentsprozession der Fünf-Wunden-Bruderschaft. Eine ebensolche Prozession war an den Sonntagen nach Ostern bis Christi Himmelfahrt. Wenn das Wetter es erlaubte, ging diese über den Friedhof, wo vor dem Hochamt der Segen mit dem Allerheiligsten gegeben wurde. An Christi Himmelfahrt und am Cyriakusfest war ebenso Prozession durch das Dorf mit einem Segen, welcher seit 1918 nachmittags gehalten wurde.

Die Bittgänge gingen wohl wie zu Väters Zeiten stets dieselben Wege: am Markustage zum Markushäuschen (mit der Jahreszahl 1749), dienstags östlich der Kirche am Bruderschaftskreuz vorbei bis zur Seilbahn, dann den alten Feyerweg zur Landstraße und zur Kirche zurück, mittwochs durchs Dorf um das Pützende herum.

Früher waren Prozessionen nach Barweiler (zwei Tage), nach Steinfeld und Heimbach üblich. In der Fastenzeit zog eine Prozession zur schmerzhaften Mutter nach Kallmuth und eine zweite Prozession am Herz-Jesu-Fest nach Keldenich. In Keldenich wurde die hl. Brigida verehrt.

Durch unser Dorf kommen alljährlich in der zweiten Woche vor Pfingsten die Pilger zum Grabe des hl. Matthias in Trier. Es ist ein recht fromm-erbauliches Bild.



Die Statuen, Kreuze, Denkzeichen und Heiligenhäuschen

von Johann Leugering

Am Beginn des alten Kirchwegs in Eiserfey steht bergan bis zur Weyerer Kirche ein Kreuzweg, der nach Angabe der 14. Station im Jahre 1840 errichtet worden ist. Jede Station war wie ein Marterl in rotem Sandstein aufgeführt, hatte die Darstellung auf gemalter Metallplatte, die nach außen durch ein Eisengitter verschlossen war. Ein altes Mütterchen im Dorf erzählte mir, wie sie in ihrer Kindheit – der Kreuzweg war damals ganz neu – bei gutem Wetter mit ihrer Tante und manchen anderen nach dem Sonntagsnachmittagsgottesdienst diesen Kreuzweg gebetet habe. Heute, nach 80 Jahren (1920) ist sozusagen auch der letzte Rest der Farbe verschwunden. Unser Eifelwetter ist solcher Kunst abhold. Die Mädchen von Eiserfey gingen diesen Weg bei den sieben Fußfällen, wenn jemand gestorben war. Einige Stationen sind auch sonst beschädigt; böser Wille oder Leichtsinn haben den Naturgewalten nachgeholfen.

Zu diesem Kreuzweg ging zur Zeit des Pfarrers Stein an Karfreitag bei gutem Wetter eine Prozession von Eiserfey nach der Kirche in Weyer. Hieran beteiligte sich fast ausnahmslos die ganze Pfarrgemeinde. Und manch einer hat hier im ersten Frühlingssonnenschein betend beim Bergsteigen so geschwitzt, dass ihm dicke Tropfen auf der Stirn standen. An jeder Station hielt die Prozession an und der Pfarrer kniete bei dem Marterl nieder und verrichtete die entsprechenden Gebete. In der Kirche in Weyer angekommen, fand die Karfreitagspredigt statt.

Auf der entgegengesetzten Höhe nach Südwesten steht das Markus-Heiligenhäuschen (Jahreszahl 1749). Drei Kreuze stehen im Dorf neben den Brunnen oder Pumpen. Ob es früher heilige Quellen waren? Am Spritzenhäuschen (am Pützend) steht in einer Nische oberhalb des Tores eine Statue der hl. Agatha. Am Ausgange des Dorfes an der Landstraße nach Zingsheim steht ein Holzkreuz mit der Inschrift "Befiehl dem Herrn deine Wege!" Bei dem schlechten Zustand dieser Straße sicher eine berechnete Mahnung.

Wo der Kirchweg von der Landstraße abzweigt, steht das Denkmal für den Jubilarpriester Josef Arens, der in Eiserfey im Ruhestande lebte und dort starb. In Dreimühlen steht ein Heiligenhäuschen mit der Statue des hl. Antonius und in Vollem ein Kreuz an der Straße am Kirchenpfad nach Weyer. Auf dem Wege nach Kallmuth, auf der Grenze zwischen Urfey und Vollem, steht ein Heiligenhäuschen. Es beherbergte früher die schmerzhaftes Muttergottes, deren Statue nach dem Ersten Weltkrieg gestohlen wurde.

Früher soll noch ein anderes, heute spurlos verschwundenes Zeichen oder Kreuz in der Nähe gestanden haben. Dies geht aus einem entsprechenden Messtischblatt hervor, welches auch anderen Stellen Kreuze nachweist, die nun nicht mehr vorhanden sind. In Urfey steht am Kirchweg, an der rechten Seite der Böschung, unter einer Hecke fast verborgen, ein kleines, niedliches Steinkreuz und auf der Höhe unter einer Kastanie ein Bergmarterl mit der geschnitzten Figur des sel. Hermann-Josef. Von einem Mann in Weyer erfahre ich, dass diese Figur, wie auch diese des Markushäuschens, vom Jubilarpriester Arens in Eiserfey geschnitzt worden ist.

In Weyer steht am Dorfausgang nach Keldenich hinter der Pastorat noch das sogenannte Glockenkreuz, dort, wo der alte ehemalige Kirchweg nach rechts abzweigt. Warum das Kreuz gerade den Namen „Glockenkreuz“ trägt, ist nicht mehr festzustellen. Der Name ist von den Vorfahren überkommen. Dann stand noch ein Kreuz auf dem „Mühlenfeld“ unter dem rechten Feldrain. Dieses ist schon lange Zeit verschwunden und durch Witterungseinflüsse zu Grunde gegangen.

Eine Ehrentafel aus schwarzem Marmor mit goldener Schrift, in der Kirche an der linken Seite über dem Weihwasserkessel angebracht, verkündet, dass zwei Weyerer Soldaten im Kriege 1870/71 gefallen sind: Hermann Schnorrenberg und Wilhelm Vogt. Der erste fiel am 18. August 1870 bei Gravelotte, der zweite am 27. November 1870 bei Amiens. Ein zweites Denkmal für die beiden Gefallenen wurde 1897 gegenüber dem Kakusfelsen an der Landstraße nach Dreimühlen vom Kriegerverein Weyer als Ehrenkreuz aufgestellt. Es enthält auch die Namen sämtlicher Veteranen, die am Krieg 1870/71 teilgenommen haben.

Zwei Kriegsgefallene in 100 Jahren 1814 bis 1914! Und auch das sind noch genau zwei zuviel! Aus Anlass des Besuches des Kronprinzen in der Eifel wurde 1902 in der Kakushöhle an der linken Seite eine Erinnerungstafel angebracht. Die Stelle, wo die Tafel war, ist noch zu erkennen. Sie selbst ist in der Revolution 1918 zerstört worden. Zudem wurde eine Eiche gepflanzt und mit Gedenktafel versehen.

Bei der silbernen Hochzeit Kaiser Wilhelms II. und Augusta Viktorias kaufte der Kreis Schleiden von Herrn Everhard Esser aus Eiserfey die Kakushöhle mit Umgebung. Daraufhin wurde das Eigentum des Kreises zum Naturschutzgebiet erklärt. Der Kaufpreis betrug 4.000 M. Eine Widmung in Marmor sollte diesen Vorgang den kommenden Geschlechtern übermitteln.

Auch an der großen Schule in Weyer war der Besuch des Kronprinzen durch eine schwarze Marmortafel verewigt worden. Diese fiel auch der Revolution 1918 zum Opfer, obwohl sie als toter Gegenstand an der Frontseite der Schule hing.

Eine große Kaiserbüste (Betonmasse) wurde vom Kriegerverein Weyer in der großen Nische oberhalb des Höhleneinganges aufgestellt. Nach Einzug der Besatzung 1918 wurde sie von den englischen Soldaten als Zielscheibe benutzt und derart verschandelt, dass sie später umgelegt werden musste. Hierfür zahlte der Kriegerverein Weyer noch 100 M. Die Figur liegt auf dem Rücken noch an derselben Stelle.



Die Kirche in Weyer - Teil I

von Johann Leugering

Nach welchen Grundsätzen und Regeln wurde die Stelle dieses Heiligtums gewählt? Nach den ältesten, liturgischen Grundsätzen. Zuerst wurde die Achse des Heiligtums festgestellt. Die Meister schlugen einen Pflock ein, banden ein Seil daran und führten es zu einem zweiten Pflock. Einschlagen und Festmachen des Seils war hier ein wichtiger heiliger Akt, den man einer hochgestellten Persönlichkeit überließ. Im Mittelalter sehen wir sogar den Kaiser diesen Akt vollziehen. Auf alten ägyptischen Bildern sieht man es nicht anders. Die Achse unserer Kirche zeigt auf den Ort, wo am 21. Juni und am Johannistag die Sonne aufgeht. Ein Weiterücken der Sonne am Horizont morgens kann man erst in fünf Tagen feststellen, darum konnten sie ihren Festtag aus diesen fünf Tagen aussuchen. Es kam auch nicht auf eine naturwissenschaftliche Festlegung des Sonnenaufganges an, wie moderne Astronomen in ungeschichtlichem Denken annehmen, sondern man wollte möglichst genau einen Maßstab für die Feldvermessung gewinnen: Ost-West, Nord-Süd gemessen, hier die Verhältnisse der Proportionen: 6:7, z.B. 45:52,5 ($6 \times 7,5 : 7 \times 7,5$).

Die Chronik von Weyer berichtet, dass es im Eifelgau alte Sitte und Gewohnheit gewesen sei, dass die Pfarrer am Johannistage in ihre Pfarre eingeführt worden sind. Es war ja damals noch kirchlich gebotener Feiertag. Das Wort Eifel, älter Heifel, bedeutet ein gleichseitiges Dreieck, dessen eine Seite sich nach dem Sonnenaufgange des Johannistages richtet, d. h. 47,5 Grad von Nord nach West gemessen. Die zweite Linie geht nach Süden 10,5 nach Ost ausweichend (47,5 und 10,5 ist 60 Grad, der nördliche Winkel des gleichseitigen Dreiecks: kap genannt, sprich Keip). Diese Linie nach Süden sieht man hier genau, denn am Horizont liegt die Kirche von Zingsheim 10,5 im Süden ausweichend. Diese südliche Linie heißt hel oder hil (Hellenthal, Hellberg im Kermeter u.a.m.). Also Ceiphel, Heiphel, eifel, hier ist der alte Name. Diese Linie verbindet hier viele Orte: Scheven, Mechernich (St. Johannes), Pesch, Nöthen, Keldenich, Kallmuth u.a.

Neben diesen bestimmten Figuren gelten auch nur fest genormte Maße. Die Turmhalle in Weyer misst 4,2 m im Quadrat, der Chor ist 6,3 m breit, in Zingsheim 8,4 m tief, in Weyer 5,25 m tief. Das Grundmaß ist hier 0,525, die alte heilige Elle. Zehn Ellen sind 5,25 m, 8 Ellen 4,2 m, 12 Ellen 8,4 m. Das sind die Innenmaße des Kreises, die hier allein zur Anwendung kommen. In Nettersheim ist der Turm 33 m hoch, ein Kreis mit dem Umfang von 33 m, geteilt durch den Durchmesser von $2 \times 5,25$ ist 3,14 (pi). Also ist 5,25 das innere Maß des Kreises, der 33 m als Umfang hat. Diese Maße waren die einzige Grundlage sicher seit 2.500 v. Chr. Menschen ohne Kenntnis der Dinge nennen die Elle 0,525 die ägyptische Elle und 0,330 die babylonische. Aber die ägyptische findet sich in Babylon, Indien, Germanien u.a. und die babylonische in Ägypten etc. Solche Hinweise sind nötig, um viele Irrtümer richtig zu stellen und den Weg zum Verständnis der alten Zeit nicht zu verbauen.

Nach der Achse und Vermessung ist zu fragen: wer ist hier Patron, Nebenpatron. Hier Cyriakus und Matthias. Cyriakus fällt in die Mitte vom 21. Juni und 21. September, ist 45 und 45 Tage. Das helle Viertel des Jahres war zu Ende, wenn die Weyerer auf den „Rekesberg“ (Anm.: Rekesberg = Cyriakusberg; der Ort, an dem unsere Kirche steht,) zum Feste gehen. Die Kirchen von Weyer, Pesch und Boudersath liegen auf einer Linie, so dass von Boudersath, Pesch aus gesehen, die Sonne am „Rekestage“ hinter der Weyerer Kirche untergeht. Oder am St. Martinstag geht, vom Weyerer Kirchturm aus gesehen, die Sonne über den Kirchen von Pesch und Boudersath auf: 60 Grad von Süd nach Ost gemessen.

Die Martinskirche in Zülpich lag nördlich von Weyer, die Kirchen von Blankenheim und Trier südlich. Die sehr wichtige Nord-Süd-Linie erklärt diese Lage der Kirche, 21 km westlich der Kölner Nord-Süd-Linie. Köln und Trier wurden nach einem Plan gegründet und nach diesem Plan auch unser Gebiet eingeteilt. Von beiden Zentren ist ein Kreis gezogen mit dem Halbmesser von 52,5 km, wie bei den anderen Mittelpunkten: der nördliche Teil der Eifel gehörte in den Kölner Kreis, Keldenich, Zingsheim, Boudersath bis zum Vinxtbach. Südlich gehören Daun, Mehren und der südliche Teil nach Trier.

Die Kirche von Weyer - Teil II

von Clemens Strunck

Auf einer sanft ansteigenden Höhe, auf der alten Kultstätte der Vorzeit steht die altherwürdige Pfarrkirche von Weyer. Kommt der Wanderer aus der Ferne, ganz gleich, aus welcher Himmelsrichtung, so haftet sein Blick zuerst am Kirchturm und an der Kirche von Weyer. Noch Kilometerweit von Heimat entfernt bietet ihm die Kirche den ersten Willkommensgruß.

Der Sage nach hat in früher vorchristlicher Zeit an der Stelle der jetzigen Kirche ein Heidentempel gestanden. Ob der Tempel der römischen oder keltischen Kulturperiode angehört hat, muss mangels Belegen offen bleiben. Dass die Römer hier ein Heiligtum hatten, ist historisch durch Funde bewiesen. Die nähere und weitere Umgebung der Kirche war von den Römern stark besiedelt. Ich nenne nur den römischen Weiler, der 1896/97 auf dem Wielder (heutige Flurbezeichnung) ausgegraben wurde. Weitere Ausgrabungen wären möglich am Forst, auf dem Hoff, auf der sauren Delle, auf Wurmberg, in Wendelsaß, auf der Donnermaar u.a.m. Diese Siedlungen hatten ihre Kultstätte an dem alten Platz, den die Kelten, soweit festgestellt werden konnte, bereits als Heiligtum benutzt haben. Nach den Römern kamen die Franken und auch diese übernahmen die alte Heiligtumsstätte; denn ihre Gräber (allein 5 Stück) wurden beim Ausschachten des Heizungskellers für die Kirche gefunden. Hierdurch wird eindeutig ihre Anwesenheit dargetan.

Über den Beginn des Kirchenbaus wissen wir leider nichts mehr. Nach Paul Clemen (Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, der Kreis Schleiden) ist die Kirche zum ersten Mal urkundlich erwähnt im Jahre 1187 und zwar als eine dem Kloster Steinfeld gehörende Pfarrkirche in Weyer. Der Ort selbst ist in einem Güterverzeichnis der Abtei Prüm bereits im Jahre 893 aufgeführt unter dem Namen „Wiere!“ Hiernach dürfen wir also den Kirchenbau in das elfte Jahrhundert verlegen.

Wie aus der Anlage des heute bestehenden Baues hervorgeht, ist die Kirche in etwa 4 Bauperioden errichtet worden. Zuerst wurde das heutige linke Seitenschiff gebaut, ohne das heute dazugehörige Chor. Ein in Sandstein gefasster Eingang von Norden her, der heute vermauert ist, legt hiervon Zeugnis ab. Dabei drängen sich dem Beobachter einige sonderbare Gedanken auf: Die Christlichen Kirchen haben ausnahmslos ihren Eingang von Süden, deshalb ist es nicht ausgeschlossen, sondern sehr wahrscheinlich, dass wir es hier mit dem sagenhaften Heidentempel zu tun haben. Danach wurde das Mittelschiff gebaut. Beide Räume hatten flache Decken und die Kirche wird im damaligen Schrifttum als Basilika bezeichnet (Ernst Wackenroder, Seite 8). Über der Decke waren im Oberjaden kleine Fenster angebracht, deren Umrisse noch heute zu erkennen sind. Zudem trägt der große Triumphbogen einen Bruchsteingiebel, der mit dem jetzigen Dach außer Verbindung ist und auf seinen Schrägseiten deutlich die Rinnen zeigt, wo ehemals die Dachsparren lagen, ja, nach Süden liegt noch ein Stück des ehemaligen Dachsparren in seiner Rinne. Auch nach dieser Erweiterung reichte die Kirche nur bis zur ersten

Empore unter dem Triumphbogen. Die noch sichtbaren Kapitelle an den Säulen zeigen an, wo ehemals die Tragbalken für die Decke ihre Auflage hatten.

Nach der oben genannten Quelle wurde die Kirche um 1500 in eine dreischiffige Hallenkirche erweitert, dabei wurden die drei Altarnischen oder Chöre angebaut. Die flachen Decken, die auch schadhaft gewesen sein mögen, wurden entfernt und der ganze Bau mit einem dekorativen Gewölbe versehen. Dieses wird von hohlkehligem Bandrippen getragen und ist in Kreuzform angebracht. Das ganze Gewölbe ist aus Tuffstein hergestellt. Dieser wird bei Dreimühlen gegraben, er ist ein spezifisch leichter Stein, dazu beim Graben so weich, dass er sich mit einem Beil in jede gewünschte Form hauen lässt. Ein wahrhaft idealer Baustoff für einen solchen Gewölbebau. Dazu leistet der Stein, wenn er einmal hart und trocken geworden ist, der Verwitterung erheblichen Widerstand.

Beim Umbau wurden die Längsmauern der Innenseiten durchbrochen, zuerst beim Bau des Mittelschiffes die südliche Seitenmauer des alten Baues. Nachdem die Tragsäulen erbaut, wurden sie durch Gewölbe verbunden. Das Gewölbemassiv ist bedeutend schmaler gehalten, als das über dem Gewölbe befindliche alte, ehemalige Mauerwerk, welches zum Zwecke des Unterbaues abgestützt werden musste, um durch Säulen und Gewölbe abgefangen zu werden. Sehr beachtenswert sind die 4 Fenster in der nördlichen Mauer. Die drei ersten Fenster vom Turm aus gesehen weisen eine ganz andere Bauart auf als das vierte Fenster.

Die Abschlussgewölbe reichen bei den ersteren bis in das Deckengewölbe, wogegen das Fenster an Muttergottesaltar von vorn herein so angesetzt wurde, dass es sich ohne Störung dem über ihm liegenden Kreuzgewölbe anpasst. Wo die Urmauer an den drei anderen Fenstern angeschlagen wurde, um Ansatzpunkte für das nachher angebrachte Gewölbe zu finden, ist deutlich zu sehen und verrät sich durch etwas unregelmäßigen Putz. Man erkennt, dass hier, durch Anfügung des Deckengewölbes dem alten Bau Gewalt angetan wurde, denn ein Dekorationsgewölbe war beim Urbau weder geplant noch angebracht. Auch die Trägerjoche sind hier nicht auf besonderen Pfeilern angebracht, sondern unmittelbar in die Mauer – die eine Breite von 75 cm aufweist – eingelassen. An der Südseite dagegen sind die Gewölbejoche auf besonderen Säulendiensten gelagert, welche noch nach außen durch Mauerstützen verstärkt sind, infolgedessen ist die Nordseite der Mauer außen ganz glatt. Auch die ungleiche Form und Stärke der Mittelpfeiler zeigt an, dass sie zu verschiedenen Zeiten gebaut wurden. Die die Pfeiler verbindenden Träger oder Gewölbebogen haben eine sonderbare Form. Vom Ansatz bis einen Meter über dem Pfeiler kann man sie dem romanischen Baustiel zurechnen, aber dann verlaufen sie unerwartet spitzbogig zu. Hier haben wir also eine Mischung von romanischem und gotischem Baustiel. Da wir über den Bau der Kirche keine Urkunden, Pläne oder sonstige Hinweise haben und der Bau in die graue Vorzeit zurückreicht, sind wir genötigt, uns an Hand der am Bau vorhandenen Besonderheiten ein Bild über seine Entstehung zu machen.

Nach Paul Clemen ist der Erweiterungsbau mit Einfügung des Deckengewölbes um 1500 erfolgt. Aber die Sendschöffen, die im Februar 1747 die Kirchenvorstandssitzung abhielten, bestätigen, dass es sich um einen alten Bau handelt, über dessen Errichtung keiner mehr etwas sagen kann, auch nicht vom Hörensagen. Hier können wir mit Recht annehmen, dass, wenn der Bau tatsächlich um 1500 erfolgt wäre, die mündliche Überlieferung auch diesen Sendschöffen etwas überbracht hätte. Wahrscheinlich ist der große Umbau vor 1500 erfolgt. Der heute vorhandene Bau mit seinen Schwerfälligkeiten und Unregelmäßigkeiten, die nur durch die Altehrwürdigkeit geheiligt und überkommen sind, bestätigen unsere Annahme aufs Beste. Der mit Sandstein eingefasste, später vermauerte Eingang zur Kirche von Süden her, an der Stelle, wo das Missionskreuz steht, und der von Josef Milz gefundene ehemalige Eingang an der Stelle, wo Milz

die Gedenktafeln der im ersten Weltkrieg gefallenen Söhne unserer Pfarre einmauerte, besagt, dass der heutige Eingang erst beim Neubau des Turmes 1791/94 geschaffen wurde. Als weitere Besonderheit verzeichnen wir, dass das oben bezeichnete Protokoll des Kirchenvorstandes eine Schule anführt, die dem Turm angeklebt war und deren Unterhaltung der Kirchengemeinde auferlegt war. Von dieser Schule ist nichts mehr zu finden, auch kein Fundament. Sie ist also bald nach ihrer urkundlichen Erwähnung verschwunden und wir gehen kaum fehl mit der Annahme, dass sie beim Bau des Turmes abgebrochen und ihre Steine beim Turmbau Wiederverwendung fanden.

Der schöne, rein romanische Gewölbebogen, der die Turmhalle von dem Kirchenschiff abschließt, war ehemals verbaut. Die Freilegung und der Umbau der Orgelempore erfolgte unter Pf. Forsbach. Hierdurch wurde der Charakter des gesamten Bauwerkes stark gehoben. Unsere Kirche hat drei Längsachsen, diese Tatsache ist regelrecht nur bei um- und angebauten Kirchen zu finden. Die Turmachse liegt am meisten nach Süden. Etwas mehr nördlich, in derselben Richtung verläuft die Mittelachse und am weitesten nach Norden haben wir die Achse des Chores. Zudem ist das rechte Seitenschiff erheblich breiter gebaut als das linke Seitenschiff. In diesem haben wir, wie schon erwähnt, eventuell den Heidentempel der Vorzeit vor uns. Leider sind keine direkten Urkunden vorhanden, die den Beweis liefern. Betritt man das Kirchengewölbe von oben, so fällt sofort die 75 cm starke Außen- und Innenmauer dieses Schiffes auf, sie hebt sich markant von dem übrigen Bauwerk ab und überragt das Dekorationsgewölbe um etwa 1,50 m.

Beim Bau des Heizungskellers und beim Graben der Kaltluftzuführung, die unterirdisch erfolgen musste, wurden nach Aussage des Maurers Strunck drei ausgetretene Treppenstufen gefunden (unter dem Chor), die mit dem heutigen Bau in keiner Verbindung gestanden haben können. Sie verliefen in schräger Richtung zum jetzigen Bau, zerbrachen beim Herausnehmen und ihre Stücke (Dolomitgestein) wurden beim Vermauern des Kanals wieder eingebaut. Warum der Chor mehr nach Norden verschoben wurde und nicht Richtung der Mittelschiffsachse weitergeführt wurde, ist nicht mehr festzustellen. Doch beeinträchtigt diese Dreiachsigkeit den Bau architektonisch nicht im Geringsten. Sein Mauer- und Gewölbegefüge hat allen Stürmen und Erschütterungen standgehalten, selbst die Granaten, die im letzten Krieg unser Kirchendach trafen, konnten wesentlichen Schaden am Gemäuer und Gewölbe nicht anrichten. Durch das letzte Erdbeben sind einige unbedeutende Risse zwischen Gewölbe und Mauer entstanden, die aber beim nächsten Kirchenanstrich leicht und schnell beseitigt werden können.

An der Kirche war immer ein Turm vorhanden, dieser muss nach der Chronik sehr schadhaft und baufällig gewesen sein. Besonders von 1747 bis 1790 lesen wir immer Aufzeichnungen über ausgeführte Reparaturen, die auch den gewünschten Erfolg nicht hatten.

In den Jahren 1791 bis 1794 ist endlich eine gründliche Renovierung des Turmes vorgenommen worden. Diese ist als Neubau des Turmes in die Geschichte eingegangen. Eine Urkunde hierüber befindet sich heute im Pfarrarchiv zu Schmidheim. Inwieweit das alte, vorhandene Mauerwerk erhalten blieb, kann nicht mehr festgestellt werden, es ist aber anzunehmen, dass das Turmgewölbe mit Orgelempore auch schon zum alten Turm gehörte und hierauf weiter aufgebaut wurde. Der mündlichen Überlieferung gemäß hat ein gut situerter Bauer mit Namen „Hugel“ den Turm ohne fremde Hilfe erbaut bzw. durchrepariert. Er hat dazu ein Grundstück nach dem anderen verkauft. Die anderen Einwohner haben sich angeboten zu helfen, er aber hat jede Hilfe abgelehnt und den Turm in den Zustand versetzt, in dem wir ihn heute sehen. Der obere Teil mit der Glockenstube ist etwas verjüngend ausgefallen, denn die Dachpfetten des Kirchendaches, die im alten Turm im Mauerwerk auflagen, sind, mit starken Eisen verlängert, in der neuen Mauer

verankert worden. Da der Turm an solch exponierter Stelle steht, wurde er öfters, wie die Chronik berichtet, vom Blitz getroffen. Einmal brannte er, durch Blitzschlag getroffen, vollständig ab. Vor einigen Jahren wurde der Turm mit Blitzableiter versehen. Die letzte größere Reparatur (Neuverschieferung der Turmpyramide) wurde kurz vor dem letzten Kriege durchgeführt.

Als letzte Bauperiode verzeichnen wir den Neubau der Sakristei mit der Anlegung der Kirchenheizung. Diese sind im Einzelnen auf Seite 28 beschrieben. Bei Adam Wrede, in seinem Buch: Eifeler Volkskunde, steht auf Seite 81, dass ein fränkischer Feldherr (Theudobald) bei Kesslingen an der Ahr, in Tondorf und Weyer im Jahre 541 Götzenaltäre zerstört und christliche Altäre errichtet habe. Dieselbe Nachricht steht bei Jakob Katzfey in seiner Geschichte der Stadt Münstereifel und bei Brower I. Seite 19/20. Demgemäß wäre das linke Seitenschiff der sagenhafte Heidentempel.



GRUSS
aus
Weyer i. d. Eifel



Die Glocken der Pfarrkirche Weyer

von Clemens Strunck

Das Geläute der Pfarrkirche Weyer war ein sogenanntes „Paternostergeläute“. Es bestand und besteht auch heute wieder aus drei Glocken. Ehemals waren es drei Bronzeglocken.

Aber im Kriege 1914/18 mussten die beiden kleinen Glocken abmontiert werden und standen zur Abfuhr vor der Kirche bereit. Sonderbarerweise wurde aber nur die kleinste Glocke zur Scheideanstalt (Bleihütte Kall) gebracht; hier lagerte sie noch unversehrt bei Kriegsende und es hätte nur einiger beherzter Männer mit einem Fuhrwerk bedurft, um die Glocke, von der durch mündliche Überlieferung bekannt war, dass sie viel Silber enthielt, aufzuladen und nach Weyer zurückzubringen.

Aber die Gelegenheit wurde verpasst, und bald wurde sie an ihrem Lagerplatz auf den Kopf gestellt, mit Wasser gefüllt, eine Sprengladung eingelegt und nach einem dumpfen Knall lag sie in Stücken umher, die dann aufgelesen und in den Metallscheideöfen umgeschmolzen wurden.

Die andere mittlere und bei weitem ältere Glocke blieb stehen und wurde nach dem Krieg wieder an ihre alte Stelle gebracht, wo sie heute noch hängt. Diese alte Glocke findet schon Erwähnung im Buch von Paul Clemen (Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Der Kreis Schleiden). Sie trägt folgende

Inschrift:

CIRIACUS HEISCHEN ICH ZUM DIENST GOTS ROFFEN ICH, DIE SUNDER BEKERE ICH, HEINRICH VAN CÖLLEN GUS MICH 1584. D. ANTONIUS COMMER PASTOR IN WEYER, DEM GOTE GNEDIGLICH.

In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen waren also nur zwei Glocken an der Kirche zu Weyer, die das Erdenwallen der Pfarrangehörigen auf ihrem wechselvollen Pfade mit ihrem Klang begleiteten.

Beim zweiten Weltkrieg drohte erneut Gefahr für unsere Glocken. Dem Befehl, dieselben abzumontieren und auszuliefern, wurde nur jeder denkbare Widerstand entgegengesetzt und dadurch zumindest ein Aufschub erzielt. Aber dieser Krieg hatte es im Besonderen auf die große Glocke, die 18 Ztr. wog, abgesehen.

Und so erschien im Sommer 1944 ein Auto aus Gemünd mit der strikten, nicht mehr zu umgehenden Anweisung der NSDAP-Gewaltigen, die Glocke zu zerschlagen und die Stücke abzufahren. Der Pfarrer ließ erst noch einmal die Glocken läuten. Dann begannen die Leute im Turm die Glocke mit Hammer und Meißel zu zerschlagen. Der Pfarrer stand auf dem Friedhof und die Tränen traten ihm in die Augen, als die Glocke stöhnend unter den Hammerschlägen aufheulte. Wohin die Stücke gebracht wurden, weiß keiner mehr.

Nur ein kleines Stück, so groß wie eine Männerfaust, hatten die Monteure auf dem Friedhof liegen lassen. Dieses Stück hob der Pfarrer auf als Andenken an unsere schöne, verlorene Glocke. Dass keinerlei Entschädigung für den Raub gezahlt wurde, versteht sich von selbst.

Sofort nach dem Kriege bemühten wir uns um neue Glocken und nahmen Verbindung auf mit dem Bochumer Verein. Dieser schickte einen Vertreter und die Bestellung wurde perfekt. Angezahlt wurden 2/3 der Kaufsumme und die Glocken wurden in Auftrag gegeben. Sie wurden auch gegossen und im Mai 1947 erhielten wir Auftrag, den Glockenton zu prüfen. Diese Prüfung erfolgte durch Pfarrer Forsbach und Clemens Breuer, Studienrat in Aachen, und fiel sehr zur Zufriedenheit aus. Darauf rechneten wir im Sommer 1947 mit der Lieferung der Glocken und freuten uns darauf, sie erstmals am Cyriacusfest erklingen zu lassen.

Dann trat die Demontage beim Bochumer Verein ein, die die Anfertigung der Glockenlager längere Zeit verhinderte. Dazu darf man vermuten, dass die am Horizont auftauchende Währungsreform eine absichtliche Verzögerung der Lieferung veranlasste. Diese Vermutung bestätigte sich; denn kurz nach der Währungsreform erschien der Vertreter wieder und machte folgendes Angebot: Der Preis erhöhte sich auf nunmehr 5.400 DM, die Anzahlung wird 1 zu 1 angerechnet, so dass noch ein Rest von 2.500 DM an den Bochumer Verein zu zahlen sind, dann kann die Lieferung binnen einem halben Jahre erfolgen.

Das war nun nicht nur eine harte Nuss für die Gemeinde, sondern geradezu eine Unmöglichkeit in einer Zeit, wo jeder nur über die berüchtigte Kopfquote verfügte und diese teilweise, wenn auch nicht ganz ausgegeben hatte, eine derartig hohe Summe in so kurzer Zeit aufzubringen. Wir trugen uns mit dem Gedanken, den Bochumer Verein von unserer Misere zu verständigen und unsere Anzahlung, nach den Bestimmungen aufgewertet, zurückzuzahlen.

Da erschien als Retter in der Not der Notar Dr. Schröder aus Gemünd und erklärte sich bereit, die fehlende Summe ohne Gegenforderung zu stiften. Darauf trat der Kirchenvorstand zusammen und beschloss einstimmig die Beschaffung der Glocken. Dieser Beschluss wurde dem Bochumer Verein mitgeteilt und so konnten wir im Sommer 1949 unsere Glocken, welche geschmückt auf einigen Pferdefuhrwerken standen, in Dreimühlen mit Prozession abholen. Bei der Kirche angekommen fand die feierliche Taufe der Glocken statt.

Das Aufziehen der Glocken und eine kleine Reparatur in der Glockenstube erforderten noch über 400 DM, obwohl Karl Theodor Molinari in dankenswerter Weise das nötige Holz kostenlos stiftete. Dieser Betrag wurde in Ermangelung anderer Mittel vom Herrn Pastor vorgelegt und in Raten an ihn zurückgezahlt. Die letzte Rate erhielt er bei seinem Abgang nach Hünshoven.

Nun muss ich noch auf den Glockenguss von 1584 zurückkommen. Die mündliche Überlieferung hat erhalten, dass dem Guss der Bau eines Hochofens und sehr große und lange Vorbereitungen vorangingen. Der Guss erfolgte rechts neben der Burgeinfahrt, an der Stelle, wo heute das Stammhaus der Familie Wassong steht. Beim Ausschachten des Kellers an dem Hause wurden die Reste des Hochofens und der Glockenkern gefunden und endgültig ausgeräumt.

An den Vorbereitungen nahm damals die ganze Dorfgemeinschaft teil. Jeder brachte Metall, Holzkohlen oder Holz und half, wo immer es nötig war. Nachdem die Glockenform in der Erde vermauert und getrocknet war, wurde der Hochofen angezündet. Nach tage- und nächtelangem Brand kam der große Augenblick, den Schiller mit den Worten: „Stoßt den Zapfen aus, Gott bewahr das Haus!“ so schön geschildert hat.

Bevor dieses geschah, zog die ganze Gemeinde mit Kreuz und Fahnen und dem Allerheiligsten zur Gussstelle. Dann erst wurde der Zapfen ausgestoßen und nachdem sich die Form gefüllt hatte, ging die Prozession wieder in die Kirche zurück. Darf oder muss man es nicht als ein großes Wunder bezeichnen, dass die damals gegossene Glocke alle Stürme, Revolutionen, Kriege und Brände heil überstanden hat und heute noch die Gläubigen auf ihrer irdischen Laufbahn begleitet und sie nach wie vor zur Besinnung auf ihre höhere Bestimmung ruft.

Die beiden neuen Glocken sind aus Gussstahl angefertigt und es ist nicht anzunehmen, dass ein neuer Krieg diese gusseisernen Glocken beschlagnahmen und zerstören wird. Da der Krieg die Ursache allen Übels ist, möge uns der Allmächtige vor einem nochmaligen Weltenbrand bewahren. Aber auch dann haben wir und unsere Nachkommen noch lange Zeit an den bösen Folgen zu tragen, die der letzte Krieg uns hinterlassen hat. Umso dankbarer wollen wir dem Schicksal sein, welches uns ermöglichte, die Kriegsschäden beider Kriege, einschließlich der Glocken, an unserem altherwürdigen Gotteshaus wieder auszugleichen und gut zu machen.

Der Neubau der Sakristei und Einbau der Kirchenheizung

von Clemens Strunck

Die alte Sakristei war nicht nur zu klein, sondern auch in jeder Weise feucht und unbequem. Die Fenster ließen weder genügend Licht noch Luft ein und die aufbewahrten Paramente wurden feucht und stickig.

Im Jahre 1938 wurde beschlossen, die Sakristei zu erweitern, um den bestehenden Übelständen abzuhelpfen. Nachdem der Plan fertiggestellt war, wurden die Behörde der Denkmalpflege (unsere Kirche steht unter Denkmalschutz) verständigt und gaben ihre Zustimmung sowohl zum Erweiterungsbau der Sakristei als auch zum gleichzeitigen Einbau einer Kirchenheizung.

Vorher haben langwierige Verhandlungen mit der Kreisenergieverwaltung stattgefunden, weil beabsichtigt war, evtl. eine elektrische Kirchenheizung anzulegen. Diese Besprechungen führten zu keinem Ergebnis, weil der elektrische Strom nicht so billig geliefert werden konnte, wie es zu einer tragbaren Belastung erforderlich gewesen wäre.

Dann wurde mit den Arbeiten begonnen. Zur Kosteneinsparung war von vornherein geplant, das alte Dach der Sakristei zu erhalten und nach dem Erweiterungsbau in der erforderlichen Weise zu verlängern. Das Dach wurde also zuerst abgefangen und gestützt. Der Bauschutt wurde auf den Weg gebracht, welcher südlich der Friedhofsmauer verläuft; hierdurch wurde ein zeitraubender, teurer Transport des Schuttes vermieden und gleichzeitig der Weg ausgebessert und gehoben.

Da erhob sich eines Nachts ein gewaltiger Sturm und warf das abgestützte Dach zusammen. Am anderen Morgen mussten dessen Trümmer zuerst beseitigt werden, ehe mit der weiteren Arbeit fortgefahren werden konnte.

Nach Abbruch der Mauern begann die Ausschachtung des Heizungskellers. In 1,5 m Tiefe stieß man auf Sandsteinplatten, die sich alsbald als Grababdeckungen erwiesen. Sofort wurde das Landesmuseum in Bonn verständigt und dessen Vertreter Haberey stellte fest, dass es sich um Frankengräber handelte. Auf dem kleinen Platz waren insgesamt 5 Gräber, in unregelmäßiger Lage vorhanden, in jedem Grab lag ein Skelett, ohne weitere Beigaben.

Darauf wurde der Keller bis auf seine Sohle weitergetrieben, und es begann die Grabung der Heizkanäle. Diese mussten zur Kostenersparnis unterirdisch ausgebuddelt werden. Hierbei wurde viele bemerkenswerte Funde gemacht. Die ausgetretenen Treppenstufen, die der Maurer Matthias Strunck fand (siehe Seite 25) und die Gewandreste wurden dem Landesmuseum zugeführt und hier auf ihr Alter untersucht. Sie entstammen ausschließlich dem Mittelalter.

Am meisten interessiert uns die römische Mauer, die einwandfrei im Untergrunde festgestellt wurde, und die beweist, dass die Römer an dieser alten überkommenen Kultstätte ihre Götter verehrt haben.

Aber am Chor der Kirche zeigten sich nach Abbruch der Sakristei noch 2 Fenster im gotischen Stil, deren Gewölbebogen mit Sandsteinverzierungen geschmückt sind. Diese Fenster sind später, lange nach dem Erweiterungsbau (um 1500) vermauert worden. Sie werden außen fast ganz durch das Dach der Sakristei verdeckt. Ihre Umrisse sind im Inneren durch das Erdbeben mit feinen Rissen gezeichnet worden.

Der Heizungskamin wurde zuerst auf das Gewölbe des Chores gesetzt. Dieses zeigte bald Risse und Sprünge und es erwies sich, dass das Dekorationsgewölbe einer solchen Last nicht gewachsen war. Hierauf wurde der Kamin entfernt und durch ein Eisenrohr mit genügend großem Durchmesser ersetzt. Der Kaltluftansaugkanal beginnt an der Kanzel, der Warmluft-Zubringerkanal am Hochaltar.

Der chronische Heizmaterialmangel lässt es nicht zu, unsere Kirchenheizung in der erforderlichen Weise zu beschicken. Die letzten milden Winter brachten hier einen kleinen Ausgleich.

Die Kosten von Sakristeiumbau und Kirchenheizung betrugen 8.000 RM und wurden von den Gläubigen in einigen Sonderkollekten aufgebracht. Der Betrag zur Beseitigung der Kriegsschäden belief sich auf 1.500 RM und wurde in kurzer Zeit in derselben Weise aufgebracht. Das Geld war häufig und kein Mensch konnte dafür etwas kaufen. Dieser Umstand kam den Sammlungen sehr zustatten.



Eiserfey

von Johann Leugering

Die Ortschaft Eiserfey hat eine Bodenfläche von 800 Morgen, das heißt, soviel wie ein guter, voller Bauernhof. Dreimühlen wurde gerechnet 600 wie Urfey und Vollem, Weyer 2400 Morgen. Der größte Teil des Dorfes liegt im Tal des Hauserbaches, der von der Provinzialstraße erster Ordnung der Länge nach durchzogen wird.

Der Hauserbach treibt an seinem Beginn heute zwei, früher drei Mühlen – die Ölmühle, von den Mechernicher Werken aufgekauft, liegt schon länger still – dann arbeitete der Bach an der Eisenhütte, half Kalk mahlen und Holz sägen, musste nochmals eine Kornmühle treiben und konnte sich nördlich des Dorfes mit dem Feybach verbinden, um noch eine Pulvermühle zu treiben. Für die Eiserfeyer ist der Hauserbach, der mit seinem starken Gefälle und stets reichlichem Wasser munter durchs Dorf sprudelt, einfach der Bach, wenn er auch nur 1 ½ km lang ist.

Der Feybach kommt von Vollem-Urfey, begleitet von einer Straße, die von Kall-Kallmuth nach Eiserfey führt. Nach Osten könnte diese Straße eine gute Querverbindung sein über Harzheim, Nöthen nach Münstereifel, aber der schlechte Landweg nach Harzheim – Nöthen weist darauf hin, dass der Wanderer hier auf die Grenze des Amtes, des Kreises, des Regierungsbezirks und des Bistums stößt. Zwei Welten scheinen sich hier zu trennen.

Vom Prümer Güterverzeichnis aus dem Jahre 893 besitzen wir eine Abschrift aus dem Jahre 1222 von Cäsarius von Heisterbach, der beteuert, alles genau abgeschrieben zu haben, nur einige Namen und Worte habe er umgeschrieben. In dieser Urkunde heißt Eiserfey „Veye“. Focco hat in Harzheim, in Veye 9 Morgen, in Holzheim..., in Wiere (Weyer) ..., kein Zweifel hier ist unser Fey gemeint. Aber in der Urkunde von 1580 lautet der Name schon Iservey (Hürten: Münstereifel, S. 48).

Unter den 43 Ämtern des Herzogtums Jülich hatte Münstereifel als Amt 16 Gerichte: 15 ist Eiserfey und 16 Scheven. Weyer ist nicht aufgezählt, es unterstand Köln, für uns bleibt hier ein Fragezeichen. Nun ziehen wir eine ältere Urkunde heran, um das „Veye“ zu verstehen. In der Urkunde des Königs Lothar II. werden einige Orte des Eifelgaus aufgezählt am 20. Januar 867: Dahlem (dalaheim), Baasem (basenheim), Schmidtheim (Smideheim).

Der König erwirbt den zwischen Baasem und Schmidtheim gelegenen Wald von Otbert im Austausch, Nettersheim (nefresheim), Harzheim (arolfesheim), Engalgau (gouwa), und in „villa Feia, curtilis IIII“. Es wird betont, dass diese Orte alle im Eifelgau liegen, darum kann nur unser Fey gemeint sein. Feia ist nun der Name eines Baches und kann nur als solcher erklärt werden.

In Zingsheim, im Distrikt an der Geisenhecke und zwar am Maulbeerbäumchen, wo man vielleicht die Wasserscheide der Feia vermutete, wurden 2 Altäre der Matronae Fachinehae gefunden. Von diesem Fachinehae könnte der Name Feia durch Verkürzung entstanden sein. Neha bedeutet wie Nahe, -nach und nich -einen Bach, eigentlich eine Schlange. Später fand ich, dass Dr. Wrede in seiner Eifeler Volkskunde, S.14, die gleiche Erklärung gefunden hat.

Von alten Männern hörte ich, dass Fey auch genannt wurde: „auf den sieben Höfen“: das passte zur Fachinehae, Auel, Kakus, Kartstein, d.h. zur vorkeltischen, sog. Ligurischen Kultur. Lig ist die große Schlange. War diese Bezeichnung echt, dann ist hier früher der Nabel des Landes gewesen, mit der die Siebenteilung verbunden ist. Wohl 20 Jahre habe ich mich dagegen gewehrt, beim Forschen auch die Siebenteilung anzuwenden, aus dem einfachen Grunde, weil wir an einfachen

Figuren in der Landvermessung eine solche Anzahl besitzen, dass es wahrlich genügt. Aus vielen Unterlagen ließ sich nicht leugnen, dass der Tatbestand reichlich belegt war.

Diese Nabel des Landes verbinden sich gern mit den Kirchenpatronen zwei Monate vor und nach der Sonnenwende im Oktober und Februar (Wendelin, Ursula, Severin, Chrysanthus und Daria, Crispin, Matthias im Februar). Nun ist in Fey St. Wendelin Patron und in Weyer Matthias zweiter Patron. In Münstereifel wurde die Übertragung der Reliquien von Chrysanthus und Daria mit Absicht auf den 25. Oktober gelegt, um eine alte heidnische Feier zu verdrängen.

An der alten Kapelle am Radberg, dem hl. Matthias geweiht, sammelten sich die Pilger zur Wallfahrt nach Trier aus der ganzen Gegend. Auch eine Ursulakapelle war in Münstereifel: von hier aus sieht man in diesen Tagen die Sonne über Eiserfey - Weyer untergehen. Von der Kallmuther Kirche aus gesehen, geht die Sonne im Osten über der Kirche von Fey auf am Wendelinustag, an dem auch Weyer, Vollem, Urfey mit Eiserfey Kirmes feiert.

Das ursprüngliche Zentrum mag die Kakushöhle gewesen sein, wie die Höhle des Drachenfels im Siebengebirge (Aualgau) oder die Höhle von Delphi, dem berühmten Nabel Griechenlands, aber die Anpassung an die übrige Vermessung ließ den Kirchenplatz in Fey wählen, genau nördlich vom Kakus.

Die älteste Urkunde von Eiserfey ist vom 20. Januar 867, Urkunde des Königs Lothar II. „In pago Eifliense ... in villa Feia curtilis IIII ...“ Eiserfey ist zusammen mit Nettersheim, Schmidtheim, Baasem, Harzheim genannt. Eiserfey hatte ein eigenes Gericht. Das Gerichtssiegel ist mehrfach gut erhalten. Es zeigt: „Eine Glocke mit Läuteseil“, darunter die Devise; „Non nisi tracta sonet.“

Ferner war Eiserfey eine eigene politische Gemeinde (Pfarrer Firmenich, S. 109).

Die Kirche von Weyer war in schlechten Finanzverhältnissen gegen 1870 und konnte kaum oder gar nicht das Gehalt für den Vikar aufbringen. Ein Gesuch an die Zivilgemeinde zur Unterstützung wurde abschlägig beschieden. Man versteht, wie Eiserfey für die kirchliche Vermögensverwaltung Selbstständigkeit erstrebte, diese wurde 1869 bewilligt und ist seither geblieben. Im Archiv ist ein Urkundenbuch Nr. 11 mit Pappe geheftet in Folio, Genehmigungsurkunde für das Benefizium Eiserfey.

Die dortige Kapelle zu Ehren des hl. Wendelinus ist erbaut 1728-1733 „*praevia unanimi consensu ante paucos annos, de consensu, quorum interest, ad maiorem Die gloriam, sacellum in hon. St. Wendelini propriis sumptibus a fundamentis extrui facerunt*“ also heißt es in der vom 28. September 1742 datierten Genehmigungsurkunde des Benefiziums.

In Eiserfey waren die Eisenschmelzen, die Besitzer zu einiger Wohlhabenheit gelangt, es entsprach dem Frommsinn der damaligen Zeit, zu gutem, die Ehre Gottes fördernden Zwecke freudig und reichlich zu spenden. Die Stiftungsgelder sowie etwas Ackerland zu dieser Fundation, sind unter dem 16. März 1742 „*in iudicio extraordinario coram Domino Satrapiae Hardensis Superioris locique hujus Eiserfey Praetore Licentiato Gerhardo Petro Eilerts nec no[?] scabinis Josepho Gysen, Joanne Reinard de Mortiers, Daviden Hamacher, Albertum Brewer, Peteren Latz et Johannem Poll*“ von Gerichts wegen eingetragen und sicher gestellt.

Die Genehmigung ist unterzeichnet vom damaligen Kölner Generalvikar J. P. Franken de Sierstorpff. In der Aufstellung der Spender wird der Pastor Eilertz zugleich als Schultheiß genannt, er war auch Besitzer der Schmelze, der Schöffe Gysen war Hüttenmeister, ebenso ein Hüttenmeister Gerh. Schneider genannt, sein Kohlenmeister Matteis Müller, Mitspender waren hiesige Werkleute, ferner Hüttenleute, Hüttenaufgeber.

In der Originalurkunde ist das Gerichtssiegel von Eiserfey mehrfach gut erhalten. Das Benefizium ist größtenteils in Bargeld errichtet worden; das im Wandel der Zeiten seine Schwäche, bei verändertem Geld – und Wertverhältnissen reichte es nicht mehr. Heute und künftig reicht auch die Kultussteuer nicht mehr, einem rector ecclesiae die Subsistenz zum Leben zu gewährleisten. Bei denkbar bescheidenen Ansprüchen, soll die Seelsorge in Eiserfey erhalten bleiben, die kirchlichen Behörden helfen müssen, wie sie es schon im letzten Jahre getan hat.

Der erste Rektor war der hochw. Herr vicarius Philippus Ginetti, der damals schon nicht zum besten bestellt war, da er unter dem 4. Juli 1748 – 10 Rth. Specis beim Ortspfarrer Schomers entleiht. P. 94 Nr. 14 und 15 des Archivs nicht mehr vorhanden; nach der Aufzeichnung p. 95 von Pfarrer Hendrichs war ersteres ein Folio in Schweinsleder gebunden, ein von der Verwaltung angelegtes Lagerbuch mit den Emolumenten, Grundbesitzungen und Kapitalien der neu errichteten Kapelle zu Eiserfey, das zweite ebenso in Folio mit Leder gebunden das Verzeichnis des Grund- und Kapitalvermögens zu Eiserfey. Die Bücher waren aus den Jahren 1745 und 1747.

Im Archiv Nr. 16, in Pappe geheftet, Verpachtungsprotokoll der Kapelle zu Eiserfey zukommenden Gerechtsame von Grummet von 1749 bis 1802. In der Mitte des Heftes ist noch eines der Originalloszettelchen, 180 Jahre alt.

Seite 27: Die am 13. Oktober 1835 zu Eiserfey verstorbene Juffer Maria Katharina Eylertz hatte durch Testament der Kirche zu Weyer ein Weingut zu Ahrweiler vermacht, das am 14. April 1842 verkauft und 1774 Reichstaler, 15 Silbergroschen einbrachte.

Seite 27: Im Jahre 1863 ist zwecks Melioration der Wiesen im Feytale eine Genossenschaft der Eigentümer gegründet worden, die jetzt noch – 1920 - besteht (aufgelöst 1922). Auch Kirche und Pfarramt sind durch ihren Besitz beteiligt.

Im Jahre 1883 baute das Mechernicher Bleibergwerk die Seilbahn, von der Bleihütte in Mechernich bis zum Kalksteinbruch Tivoli, und kaufte zu diesem Zweck ein Grundstück von der Kirche Weyer für 600 M. 1889 erfolgte der Weiterbau der Bahn zum Kalksteinbruch "Hausen".

Seite 29: Magdalena Vollheim zu Eiserfey stiftete 3.000 M für die Armen. Barbara Latz stiftet 1.050 M für die Armen.

Nach der neuen Gemeindeordnung von 1850 wird die Bürgermeisterei Weyer aus den Gemeinden Zingsheim, Weyer und Kallmuth gebildet, als Gemeinde Weyer vereinigen sich am 11. Mai 1850 die Orte Weyer, Dreimühlen, Eiserfey, Vollem und Urfey zu einer politischen Gemeinde. In den ersten Gemeinderat wurden gewählt: Hubert Hamacher zu Dreimühlen, Johann Nell von Eiserfey, Michael Schneider und Adolf Weber von Weyer und Hubert Peiner aus Urfey (1850 p. 10).

1851 – p. 15: Bei der Vikariewohnung zu Eiserfey wurde durch Brechen und Ausgraben von Felsen ein neuer Garten angelegt und derselbe hernach mit dem Hofe durch eine Mauer eingefriedigt; ein Stall und Holzgelass neu gebaut und an dem Wohnhause wesentliche Reparaturen vorgenommen. Außer den von den Einwohnern von Eiserfey dabei geleisteten Naturaldiensten erfordert dieses eine bare Auslage von 350 Th., welche aus der Kapellenkasse Eiserfey gezahlt wird.

1861 – p. 54: Im August starb der Emeritarius Vechant Arens, welcher bis dahin die Stelle eines Vikarius bei der Kapelle zu Eiserfey versehen hatte, für das aus Kirchenmitteln disponible Gehalt von 120 Th. Nach dem Ableben des genannten Arens beantragten die Einwohner von Eiserfey bei der erzbischöflichen Behörde die Einstellung eines Vikars daselbst, wobei sie sich verpflichteten, das Einkommen desselben auf die Normalhöhe von 200 Th. durch freiwillige Beiträge zu ergänzen.

Daraufhin wurde von der geistlichen Oberbehörde der Vikar Arnoldy aus Nideggen bei der Kapelle zu Eiserfey angestellt.

Im folgenden Jahre wird Arnoldy abberufen und ins Bergische versetzt und 1862 durch einen neu geweihten Priester mit Namen Hinzen aus Oberhausen besetzt. Dieser blieb bis 1887, also 25 Jahre.

I. P 86 d – Die von den Einsassen des Dorfes Eiserfey früher nachgesuchte und vom H. H. Erzb. von Köln unterm 30. Juni 1868 Nr. 664 beantragte und durch allerhöchste Cabinetsordre vom 10. Oktober 1886 erfolgte gesetzliche Anerkennung der Kapelle daselbst.

II.58 Rektor Hinzen wird, da der Kulturkampf zu Ende ist, als Pfarrer nach Keldenich versetzt. Wegen Mangel an Geistlichen nicht besetzt, sondern von Vikar Stein mitverwaltet.

II.1892, Herr Vikar Zehren wurde zum Vikar von Eiserfey berufen.

II.94, 1896 Heinrich Zehren am 18. April als Pfarrer von Eschweiler ernannt. – Am 4. Januar 1901 verzog der Rektor Frey von Eiserfey nach Billig, nachdem er ein halbes Jahr im Ort gewirkt hatte.

III.1901. Am 30. Juli 1902 wurde die Rektoratsstelle von Eiserfey durch den Kaplan Johan Matthias Nikolaus Reinartz von Heistert besetzt, der am 5. September 1904 nach Hardt im Kreis M.Gladbach versetzt wurde.

III.1904. Am 4. April 1905 wurde Rektor Kessels von Aachen nach Eiserfey berufen, wo er am 4. Mai 1905 starb. An seine Stelle trat am 4. Juni Rektor Tünnes, er kam von Auel, Kreis Malmedy. Tünnes wurde am 2. Oktober 1906 nach Hollerath versetzt (richtiger Name Thuns). Vakant, 2 Monate später Reinartz; am 20. September nach Düsseldorf versetzt. An seine Stelle Rektor Klein, der in Anrath tätig war. Klein 1911 – 1923. König 1924 – 27.

Rektor Albert Kessels soll sich Paratyphus zugezogen haben nach Genuss von unreinem Wasser, das aus dem längere Zeit verschlossenen Tiefbrunnen geschöpft war.

Eiserfey hatte bei der Volkszählung am 2.12.1885 350 Einwohner, am 31.12. 1950: 450 und 1952: 392.

Die Bürgermeisterei hatte Einwohner: 1848: 1419, 1855: 1445, 1885: 1890, 1900: 1910.

Die Gemeinde Weyer hatte Einwohner: 1885: 1093, 1900: 1086, 1910: 1027.

Die Einwohnerzahl der Gemeinde Kallmuth schwankte in den genannten Jahren zwischen 246, 269, 254 und 269.

In Zingsheim wohnten in der Zeit 354, 358, 388 und 406 Menschen.

1848 - p. 3: Die Besitzer von Berg- und Hüttenwerken stellten den Betrieb wegen sehr gedrückter Preise größtenteils ein; daher erneuter Notstand unter den Tagelöhnern von Weyer, Eiserfey und Kallmuth und Geldmangel auch bei den besser Vermögenden.

Der Fortbau der von Kommern über Eiserfey unternommenen Chaussee wird eingestellt, weil der Gemeinderat mit der Anlage nicht einverstanden war.

1849 – p. 6: Im Januar entstand nach Schnee und Regen eine so starke Flut, dass die Wege in Eiserfey an einigen Stellen nicht zu passieren waren. Nach Verlauf des Wassers wurden die Wege durch Naturalleistungen leidlich in Stand gesetzt. Die Regierung bewilligte 50 Th., die zur Erbauung des Kanals in Dreimühlen verbraucht wurden.

1849 – p. 7: Bei den fortwährend bestehenden geringen Preisen des Eisens und bei dem wenigen Absatz wurde die Fabrikation desselben von den Hüttenwerken flau betrieben. Die gewonnenen Eisenerze fanden keinen Käufer, dadurch wurde der missliche Umstand herbeigeführt, dass die größte Zahl der Einwohner von Eiserfey und Weyer ihres Nahrungs- und Erwerbszweiges beraubt waren.

Nun verlegte man sich mehr auf den Ackerbau, legte neue Kulturen an, brach die Diescher um und führte Verbesserungen aller Art durch. Die Einwohnerzahl sank von 1419 im Jahr 1848 auf 1382 im Jahre 1852 in der Bürgermeisterei Weyer und stieg bis 1855 wieder auf 1455 und 1859 auf 1521, weil der Bleiberg viele Arbeiter aufnahm und neue Verdienstmöglichkeit bot.

1851 fand der Eisenstein auch bei der Hälfte des üblichen Preises keinen Käufer. 1852 zündete das Gas in den Eisensteingruben auf dem Pol zwischen Eiserfey und Harzheim an den Grubenlampen der Arbeiter Thomas Huth und Peter Vogt, denen die Kleider verbrannten. Sie stürzten sich in einen Wasserbehälter und wurden unter Erdulden von großen Schmerzen gerettet, gehörig unterstützt vom Besitzer Schmitz von der Heistardburg.

1852 versprach die Regierung wieder Beihilfe (Prämien) zur Straße Tondorf-Mechernich. Es wurde ein neuer Plan aufgenommen. Die Fertigstellung der Prämienstraße hat sich noch bis 1864/66 hinausgezögert.

1854 fällt Everhard Kremer zu Eiserfey, Familienvater von 4 Kindern, in einen Schacht auf dem Bleiberg und ist sofort tot.

1854 nur 3.000 Th. Prämien statt 4.000 Th. Vorgesehen pro Meile, ziehen sich die Gemeinden zurück, die Straße auf eigene Rechnung auszuführen (Weyer 13.000 Th.).

Der Bergbau in Eisenstein hörte mehr und mehr auf: Die Eilertz hatten die Konzession und verlangten eine Abgabe, die zu hoch schien.

Am 12. Dezember 1856 erschienen Kreuser und Schmitz im Gemeinderat und behaupteten, dass die Richtung der Straße zwischen Eiserfey und Weyer unzweckmäßig sei und deshalb die Kosten um 2.000 Th zu hoch seien. Ob die Richtung geändert wurde oder ob eine Stelle die Überkosten deckte, hat uns der Chronist nicht erhalten.



Kallmuth

von Lehrer Iseler

Im Jahre 1804 wurde aus den Dörfern Kallmuth, Kalenberg, Lorbach und Bergheim eine Pfarrgemeinde unter dem Patrozinium des hl. Georg gebildet. Chroniken und Überlieferungen berichten, dass die jetzige Pfarrkirche auf eine Burgkapelle zurückgeht, in der ein holzgeschnitztes Bild der schmerzhaften Muttergottes, ein sogenanntes Vesperbild, als Gnadenbild verehrt wurde. Dieses Bild steht heute auf dem linken Seitenaltar der Pfarrkirche.

Eine Legende aus der Zeit vor der Gründung der Pfarrkirche erzählt: Ein Pfarrer von Weyer holte das Gnadenbild nach Weyer und stellte es dort in der Pfarrkirche auf. Am anderen Morgen aber war es verschwunden und stand wieder auf seinem alten Altar in Kallmuth. Man führte es von neuem feierlich in die Weyerer Pfarrkirche, aber wiederum kehrte es auf geheimnisvolle Weise zu seinem angestammten Platz zurück. Da erkannte man, dass es der Wille der Mutter Maria war, in Kallmuth zu bleiben.

Diese Legende ist ein Zeugnis dafür, dass unsere gläubigen Vorfahren der Auffassung waren, dass es durchaus nicht gleichgültig sei, an welcher Stelle ein religiöser Kult begangen werde. Sie hatten eine sehr enge Verbundenheit mit der Natur, so wie wir sie noch heute bei Naturvölkern finden. Den Lauf der Gestirne, insbesondere der Sonne, beobachteten sie das ganze Jahr hindurch und schon lange vor der Einführung des Christentums waren in allen Gauen die hl. Plätze festgelegt, deren Maß und Winkel in ganz bestimmten Verhältnissen stand. In der christlichen Kirche ist es von jeher Brauch gewesen, die Naturverbundenheit der heidnischen Gottverehrung nicht auszurotten, sondern in das Bild vom erlösten Menschen einzubauen. Es sei nur daran erinnert, dass das Weihnachtsfest und das Fest der Erscheinung des Herrn auf Tage gelegt worden sind, die bereits bei den Heiden als Lichtfeste gefeiert worden sind.

Das Dorf Kallmuth bietet einige Beispiele dafür, dass das christlich gewordene Volk zwar dem Götzendienst abgeschworen hatte, aber daran festhielt, dass die Verehrung Gottes und seiner Heiligen zu bestimmten Zeiten an bestimmten Plätzen stattfinden müsse.

Das eine Beispiel ist die Verehrung des Bildes der schmerzhaften Muttergottes. Wir haben gesehen, dass der Volksglaube den Ort Kallmuth als allzuständig für diese Verehrung festhielt; der Zeitpunkt ist ebenso merkwürdig: In der römischen Liturgie wird das Fest der 7 Schmerzen Mariae 8 Tage vor dem Karfreitag gefeiert, das Kallmuther Wallfahrtsfest aber, der sogenannte Schmerzensfreitag liegt drei Wochen vor Karfreitag.

Bemerkenswert ist nun, dass das andere Fest, die Kirmes, auf den zweiten Sonntag nach Michael (29. September) festgesetzt war. Diese beiden Kapellenfeste Kallmuths haben den gleichen Sonnenstand; denn die Christen haben überall das Osterfest, obwohl es veränderlich ist, an die Stelle des Frühlingsfestes (21. März) gesetzt, und Michael ist eine Woche nach dem Herbstanfang (21. September). Da liegt also das eine Fest drei Wochen vor Frühlingsanfang, das andere drei Wochen nach dem Herbstanfang.

An diesen beiden Tagen geht die Sonne 10 Grad abweichend von der Ostrichtung nach Südosten auf. In dieser Richtung vom Kallmuther Kirchturm steht in 4750 m Entfernung (das ist ein vorgeschriebenes Maß) die Kapelle in Harzheim. So war es also üblich, in Kallmuth an den Tagen ein Fest zu feiern, an denen die Sonne über Harzheim aufgeht. Nur der Vollständigkeit halber ist noch zu erwähnen, dass die Kirmes in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts willkürlich auf den letzten Sonntag im September vorverlegt worden ist.

Im Allgemeinen wird in katholischen Gegenden die Kirmes am Sonntag nach dem Fest des Pfarrpatrons gefeiert. Kallmuth bildet eine Ausnahme; denn das Fest des Pfarrpatrons, des hl. Georg, ist am 3. April. Der Grund dafür liegt darin, dass das Georgsfest in alten Tagen kein Fest der Kapelle war. Es ist überliefert, dass noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die äußere Feier des Georgsfestes nicht bei der Kirche, ja nicht einmal im Dorf selbst stattfand, sondern an einem Punkt an der äußersten Grenze der Gemarkung, am sogenannten Lörispützchen. Dort waren die Verkaufsbuden aufgeschlagen. Dieser Punkt liegt genau 1.600 Ellen westlich der Pfarrkirche von Münstereifel, und ein solcher Platz hat nach den alten Regeln das „gerechte Maß“ und den gerechten Winkel zur Feier des Georgsfestes.

Ein drittes Beispiel für die enge Naturverbundenheit des religiösen Glaubens unserer Vorfahren ist die Märtessgasse am Nordrand des Dorfes. Wenn man in dieser Gasse steht, sieht man am nordwestlichen Horizont das Kalenberger Gemarkungskreuz, und genau gegenüber am südöstlichen Horizont stehen zwei Bäume (der Durchblick ist allerdings jetzt durch Wohnhäuser verdeckt). Genau zwischen diesen beiden Bäumen geht am Oktavtag des Martinsfestes, also am 18. November, die Sonne auf.

Nun kann man auf einer guten Karte feststellen, dass eine gerade Linie von 14.000 Ellen Länge führt vom sogenannten Krähenloch über das Kalenberger Gemarkungskreuz, durch die Märtessgasse, über die beiden Markierungsbäume einen Knick in der sonst schnurgeraden Römerstraße von Zingsheim nach Harzheim und noch ein Feldkapellchen oder Feldkreuz zum Heidentempel nach Pesch. Ob das wohl ein alter Wallfahrtsweg uralter Bewohner des Krähenloches gewesen ist? Der Name Märtessgasse deutet auf einen solchen Zusammenhang hin.

Wenn man auf der Landkarte nachmisst, findet man auch eine Bestätigung dafür, dass die Kallmuther Kapelle eine Burgkapelle gewesen ist: Die Verbindungslinie mit der Weyerer Kirche ist 5.000 Ellen lang und bildet mit der Südrichtung einen Winkel von 57 Grad. Diesen Winkel haben die Fachgelehrten auch bei zahlreichen anderen Burgen festgestellt. Demnach ist es also richtig, die neben der Kirche liegenden Gebäude als Burg Kallmuth zu bezeichnen. Auch die baulichen Merkmale deuten darauf hin. Reste eines Rundturmes, ein hoher gotischer Giebel, der allerdings bei dem Erdbeben am 14. März 1951 eingestürzt ist, der hoch gelegene Eingang und ein mit einem Wappen verzierter Durchgang zur Kirche. Das Alter der Gebäude lässt sich teilweise noch feststellen. An der Wand eines Stallgebäudes sind Maueranker in der Form der Zahlen 1176 angebracht, und die Säulchen des Kirchturmes weisen auf das 13. Jahrhundert als Bauzeit hin.

Durch seinen Namen wird Kallmuth als Sammelpunkt des Heerbannes bezeichnet: denn „call“ bedeutet „rufen“ und „munt“ Recht.

Aus der Geschichte des Dorfes seien einige wichtige Daten erwähnt: Seit 1586 findet in Kallmuth regelmäßig Gottesdienst statt und Schulunterricht. Zweimal ist das Dorf abgebrannt: 1664 und 1873.

Bei diesen Bränden mag manches Urkundenmaterial verloren gegangen sein, das für den Geschichtsfreund aufschlussreich sein könnte. Die jetzige Pfarrkirche steht seit 1889, das Pfarrhaus seit 1864 und die Schule seit 1887.

Heute findet ein großer Teil der Bewohner des Dorfes Arbeit und Brot im Mechernicher Bleibergbau, das war anscheinend nicht immer so. Einer der älteren noch lebenden Einwohner erzählt gern, wie er als Schuljunge mit seinen Kameraden zuweilen während der Mittagspause in das wohlhabende Bergmannsdorf Kalenberg gelaufen ist, um ein paar Pfennig zu erbetteln, die dann sogleich in Süßigkeiten umgesetzt wurden.

Das schöne Fleckchen Erde zwischen dem Feybach und dem Bleibach übt eine besondere Anziehungskraft aus auf alle, die einmal mit ihm verbunden waren, und sei es auch nur für einen vorübergehenden Aufenthalt. Aber auch die Kallmuther zählen jeden zu den ihrigen, der je einmal zu ihnen gehört hat.

Die Familien und Sippen

von Johann Leugering

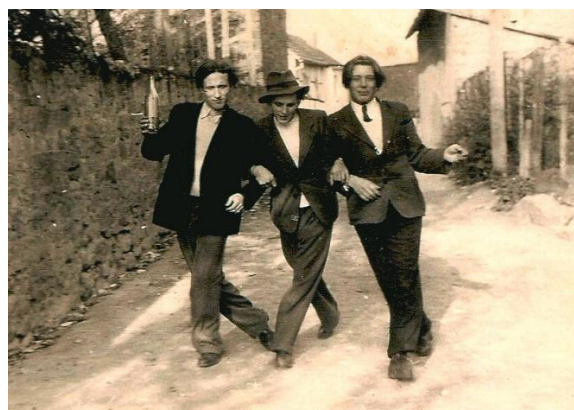
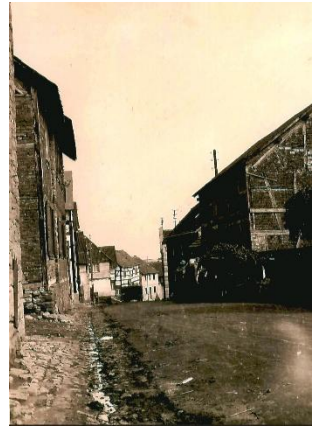
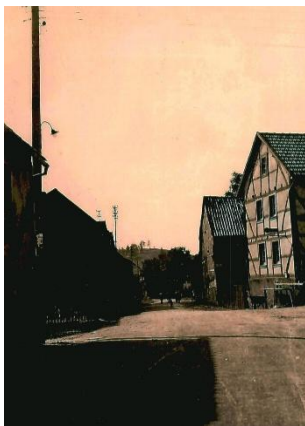
Das Beste und Wertvollste, das ein Land besitzen kann, sind seine Menschen, ihre Eigenart, Rasse, Fehler, Vorzüge und Fähigkeiten.

In Weyer sind hier zwei Vorteile vorhanden: die alten Kirchenbücher und die systematische Bearbeitung und Verkartung dieser alten Bücher, Pfarrchronik 1939.

Zwecks Anlegung eines Dorfsippenbuches wurden dem Reichsnährstand in Bonn die alten Kirchenbücher zur Verkartung überlassen. – Die Mitarbeit des Pfarrers an diesem Unternehmen bewirkte, sowie vorherige Abmachungen, dass mit den zurückgereichten Kirchenbüchern alle Karten dem Pfarramte zur Verfügung gestellt wurden, so dass nunmehr von 1601 ab eine lückenlose Kartothek angelegt werden konnte.

Mittel zur Beschaffung der Karteikästen bewilligte der Kirchenvorstand bereitwilligst.

Diese Anlage erleichtert wesentlich die Ahnen- und Sippenforschung und stellt eine wesentliche Bereicherung des Pfarrarchivs dar. Auch die alten, wertvollen Kirchenbücher werden nun bedeutend geschont (Pfarrer Forsbach).



Die Bevölkerungsbewegung

von Clemens Strunck

Da es in der Chronik einer weitläufigen, den Rahmen dieser Darstellung bei weitem übersteigenden Arbeit und Zusammenstellung bedarf, um ein einigermaßen richtiges Bild zu gewinnen, hatten wir in Verbindung mit dem Reichsnährstand die Verkartung der Kirchenbücher vorgenommen.

Die Hauptarbeit leistete der Reichsnährstand, welcher sich mit der Absicht trug, ein Dorfsippenbuch herauszugeben. Uns oblag, nach Rückreichung der Bücher, mit den Karten die Lücken auszufüllen. Besonders die Zeit der Franzosenherrschaft fehlte ganz, und wir konnten diese nur ergänzen unter zu Hilfenahme der Bücher des Bürgermeisteramtes Zingsheim. Denn in der Zeit zwischen 1795 und 1815 hatte nur das Bürgermeisteramt die Befugnis, Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle zu registrieren.

Nachdem diese Lücke geschlossen war, begann der Pfarrer Forsbach die Ergebnisse der Kartei in graphischer Darstellung zu Papier zu bringen. Diese Arbeit wurde durch den Pfarrerwechsel unterbrochen und ist noch nicht vollendet.

Eine Angabe über die Seelenzahl der Pfarre finden wir erstmals im Jahre 1804 in der Zeit, in welcher Kallmuth mit Lorbach und Bergheim eine eigene Pfarrei wurde und Vussem zu Holzheim geschlagen wurde. Da wird die Gesamtzahl mit 1300 Seelen angegeben.

Durch die Abtrennung verlor Weyer über die Hälfte seiner Pfarrmitglieder, so dass wir hiernach die Bevölkerung der Orte Weyer, Eiserfey, Dreimühlen, Vollem und Urfey um 1800 mit etwa 600 annehmen müssen.

Der wirtschaftliche Aufschwung, bedingt durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, Schleifung der Burgen und Klöster, Wegfall des Frondienstes, bessere Entlohnung, reiches Florieren der Eisenindustrie und des Bleibergbaues (Ursache die dauernden Kriege), brachte die Bevölkerung der Pfarrei in überraschend kurzer Zeit wieder auf die alte Zahl, denn die Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle blieben nahezu konstant.

Ausgesprochene Pestjahre waren, wie uns die Chronik überliefert hat: 1615, in welchem nach einer lakonischen Notiz des Pfarrers Glehn 250 Pfarrangehörige an der Pest starben. Das Pestjahr 1754 ging mit 40 Sterbefällen vorüber und 1793/94 werden durch die Pest 56 Menschen in unserer Pfarrei hingerafft. Hiermit hatte die Pest ihren Abschluss gefunden und ist seither nicht mehr aufgetreten.

Aber noch einmal begegnen wir einer Sterblichkeitsziffer von 57, und zwar im Jahre 1819. Obwohl hier keine Seuche vermerkt ist, dürfen wir eine solche voraussetzen, auch wenn es sich nur um eine Grippeepidemie gehandelt hat.

Die Zahl der Geburten von 1601 bis 1700 betrug als kleinste 1 und als höchste 23, von 1701 bis 1800 verzeichnet die Chronik 14 als geringste und 21 als größte Zahl. Von 1801 bis 1900 ist die Zahl trotz Abtrennung von Kallmuth 19 bis 59, der beste Beweis für den Anstieg der Bevölkerung.

Die Trauungen betrugen von 1601 bis 1700 als kleinste Zahl 1 und als höchste Ziffer 23. In der Zeit von 1701 bis 1800 beliefen sie sich von 1 als geringste Zahl auf 18 Fälle als höchste Ziffer, ein Jahrhundertdurchschnitt von 9,5. Diese Zahl gilt auch für die Zeit von 1801 bis 1900, so dass auch hieran zu erkennen ist, dass die Bevölkerung in diesem Jahrhundert erheblich zugenommen hat.

Die Sterbefälle, abgesehen von den Pestjahren, die bereits angeführt wurden, betrugen in der Zeit von 1601 bis 1700 14 bis 42, wiesen also einen Jahrhundertdurchschnitt von 28 auf. In der Zeit von 1701 bis 1800 verzeichnet die Chronik 4 bis 58 Sterbefälle. Die letzte Zahl erscheint sehr hoch, und obwohl die Chronik keine Seuche als Ursache verzeichnet, dürfen wir eine solche annehmen. Von 1801 bis 1900 führt die Chronik als kleinste Zahl 11 und als höchste Ziffer 46 Sterbefälle an.

Alles in allem können wir sehen, dass die Bevölkerung in der Zeit von 1601 bis 1800 stagnierte und ab 1800 ein merklicher Aufstieg der Seelenzahl erfolgte.

Dass die Seuchen stark aufgetreten sind, bevor unsere Chronik anfang, ist selbstverständlich. Aber zuverlässige Nachrichten fehlen und deshalb können wir nur die Tatsache anführen.

Eine Sage oder mündliche Überlieferung:

Im 12., 13. Jahrhundert hat eine Pestseuche die Bewohner von Weyer und Umgebung fast restlos umgebracht. Ein einziger Mann in den 40er Jahren, der ein starker Schnapstrinker war, blieb verschont und hat sich als Wohnung eine Hütte am Volkesberg gebaut (mein Vater hat mir den Platz gezeigt, an dem die Hütte gestanden haben soll).

Nachdem die Bevölkerung sämtlich gestorben war und tot in den Häusern lag, hat unser Mann das ganze Dorf in Brand gesteckt und Häuser und Leichen verbrannt. Danach ist er zur Brautschau ausgezogen und hat drei Wochen benötigt, ehe er mit einem Mädchen wieder in Weyer eintraf und die alte Tradition fortsetzte.

Ich muss dem lieben Leser überlassen, ob er diese Sage annimmt oder ablehnt. Ich halte mich verpflichtet, sie hierher zu setzen.



Dunkle Kriegszeiten

von Johann Leugering

Im Codex Nr. 1 unseres Archivs berichtet Pf. Anton Glehn von einem 22jährigen Krieg, unter dem Weyer furchtbar gelitten hat, von 1585 bis 1607. Es war die Zeit, wo ein Gebhard von Waldburg den Kölner Erzstuhl inne hatte, der abermals versuchte, den Protestantismus im Erzstift einzuführen. Er führte den sogenannten Kölner Krieg 1583-1588.

Die Stadt Schleiden hatte damals (nach Virmond S. 75) jahrzehntelang lutherische Pfarrer von 1573 bis 1615, dann übernahm in Dietrich Holthausen wieder ein katholischer Hirt das Pfarramt. In Weyer bekehrte sich der Adelige Hermann Hambroich, der in unserer Kirche begraben liegt (1607, 1613, 1615 können eine gegenteilige Erklärung bieten).

„Vom Jahre 1585, wo ich, Anton Glehn, als unwürdiger Priester die Last dieser Kirche auf mich nahm, bis zum Jahre 1607 einschließlich, war niemals Friede bei uns zu finden, sondern schwerste Verfolgungen der Pfarrkinder. Diese Kirche wurde nicht nur öfters ihrer Ornamente beraubt, sondern der Pfarrer der Kirche mit seinen ihm anvertrauten Gläubigen wurden gezwungen, ihre eigenen Häuser, Ländereien und die Pfarrei zu verlassen; sie wurden gezwungen zu flüchten: in die Städte, in Höhlen, feste Burgen, abgelegene Orte, in Schlupfwinkel und Verstecke.

Indessen hat unser Erlöser Jesus Christus die auf ihn Vertrauenden nicht verlassen, sondern sie wunderbarerweise den Händen der Feinde entrissen, sie behütet und bewahrt. Dafür sei ihm Danksagung, Lob, Ruhm in Ewigkeit. Amen. Anton Glehn, derzeitiger Pastor, bezeugt dieses mit eigener Hand.“

1615 steht da vom selben Anton Glehn die kurze Notiz: „Im Jahre 1615 starben der Pest 250 Pfarrangehörige.“ Wohl auch eine Folge des Krieges.

1618 bis 1648 ist der 30jährige Krieg. Es folgen die Kriege des französischen Königs Ludwig XIV. Am 15. Juli 1677 wird Weyer von den Franzosen ausgeplündert und verbrannt bis auf drei Häuser am Jülicher-Ende. Es ist nicht schwer, die Not und das Elend auszudenken, das die Leute erlebten. Es werden Jahre vergangen sein, bis diese Heimsuchung einigermaßen überwunden war.

Es war ein bitterer Anfang für den Pf. Peter Lindweiler, der erst wenige Wochen vorher (21.6.) die Stelle angetreten. Das Pfarrhaus zerstört, die Akten vernichtet, keine Mittel zum Aufbau, das ganze Dorf in Asche und Trümmer. Jahre bitterster Not herrschten nun auf lange Zeit.

1684, sieben Jahre später, wurde der Turm vom Blitz getroffen und ging in Flammen auf.

Im Jahre 1644 (Dreißigjähriger Krieg) verbrennen hessische Truppen die Kapelle in Kallmuth (nach Pfarrer Henstenberg, Clemen, S. 205).



Ein Dokument über die Kirche zu Weyer 1747

von Johann Leugering

Die Urkunden werden spärlicher in notvoller Zeit. Zuerst leben und dann philosophieren. Das folgende Dokument, vom Pfarrer geschrieben, vom Kirchenvorstand unterfertigt, legt genau fest, wer nach dem bisherigen Brauch bis 1747 die Unterhaltungspflicht an dem Kirchengebäude hat.

Pf. Salentin Ernst Schomers schreibt im damaligen Rent- und Lagerbuch Seite 248 (Pfarrer Firmenich S. 15): Pro memoria successorium: Es ist uns unterschriebenen Sendschöffen des Kirchspiels Weyer wissig, dass

primo: der Kirchturm, das Beinhaus und alte Schule, so dem Turm angeklebt, vom Kirchspiel erbaut und in Reparation gehalten werden,

secundo: ist das Schiff ohne das geringste vom Kirchspiel beizutragen auf Kosten Seiner Durchlaucht des Herzogs von Arenberg Qua decimatori maiori in beständiger Reparation an der Sonnenseite mit den vier Kallen und sämtlichen Gedäch gehalten werden.

drittens: die Abseite vom Kirchenschiff ist vom Beinhaus an bis auf das Muttergotteschörchen mit einschließlich vom Hospital-Providoren von Schmidtheim in beständiger Reparation gehalten worden.

viertens: der oberste Chor vom zeitlichen Pfarrer auch allein in Reparation gehalten werde. Weil die Kirche ein uralter Bau ist und in vielen hundert Jahren nicht mehr außer der Sakristei gebaut worden, so können wir nicht wissen, auch vom Hörensagen, wer den Bau mit aufgerichtet habe, viel weniger Sand und Steine und Materialien beigebracht habe.

fünftens: die Sakristei ist auf Befehl hoher geistlicher Obrigkeit zu reparieren und im Bau zu halten dem Kirchspiel anbefohlen worden.

Actum Weyer im Pfarrhause, den 26. Februar 1747.

Heinrich Miehsler von Callmuth, Johann Fünzig von Lorbach, Johann Reinhard Mortiers von Eiserfey, Johannes Meihster von Bergheim, Albert Breuer von Weyer, Clemens Meurer von Dreimühlen, Johannes Commer von Vussem, Hilger Sistig von Weyer.

Aus dieser Urkunde von 1747 lernen wir:

1. dass die alten Sendschöffen, die meisten waren sicher über fünfzig Jahre, nicht wissen auch vom Hörensagen, dass an der Kirche gebaut ist, sie bestätigen 1747, dass es ein uralter Bau sei. Clemen Ernst Wackenroder, S. 8 schreibt: „Kaum dass man es merkt, sind aus bescheidenen romanischen Basiliken damals, also um 1500, die Kirchen zu Lommersdorf, Vlaten, Weyer, Zingsheim zu dreischiffigen Hallenkirchen umgebaut worden.“ Auch für unsere Sendschöffen war es so, dass sie den Umbau kaum gemerkt haben. Vielleicht war er schon um 1400.
2. Es gab zwei Rittergüter oder Burgen in Weyer, die Burg derer von Schmidtheim (Smedeheim) lag zwischen Jakobi und Schneider, die Burg derer von Arenberg an der Straße nach Zingsheim, zwischen Pützenderstraße und Bachstraße. Die Arenbergs erscheinen im Bruderschaftsbuch des Pf. Anton Glehn vom Jahre 1600 mit einer Reihe von Familienangehörigen als Mitglieder: der Herzog von Arenberg war Präsentator für die Weyerer Pfarrstelle, wie aus vorhandenen Anstellungsurkunden des 18. Jahrhunderts, die im Original vorliegen, hervorgeht. Das Hospital zu Schmidtheim war von Reinhard von

Beissel erbaut, dem sein Vater bei der Vermählung des Sohnes mit Margaretha von Harff 1589 die Herrschaft Schmidtheim übertrug.

3. Die Kirche ist in drei Teilen erbaut – in der Längsrichtung: Turm, dann das Schiff bis zur Kanzel, dann das Chor. Zum ältesten Teil gehört das nördliche Schiff bis zur Kanzel, das Muttergottes-Chörchen ausgenommen. Alle drei Teile haben eine verschiedene Achse in derselben Parallele, nach der Zeichnung in Clemen – Wackenroder: Für die Baugeschichte ist diese Urkunde bedeutungsvoll.

Die Urkunden über die zweite Burg in Weyer sind sehr zerstreut: in Schmidtheim, in Düsseldorf Staatsarchiv, Archiv der Beissel auf Gymnich, Schloss Frens. Über die Burg Schmidtheim übte bis zum Jahre 1676 der Herzog von Jülich die Schirmherrschaft aus, daher wurden auch in Weyer vielleicht einige Häuser das „Jülicher-Ende“ genannt. Es ist der Ausgangsweg nach Pesch, der heute noch diesen Namen trägt.



Weyer in alter und neuer Zeit

Von Johann Leugering

Wer nicht von dreitausend Jahren
sich weiß Rechenschaft zu geben,
bleib im Dunkeln, unerfahren,
mag von Tag zu Tage leben.
Goethe

I. Kartstein und Kakushöhle

Unsere heimatliche Erde ist wie ein altes Pergament. Es wurde abgerieben und neu beschrieben, doch so, dass man die alten Buchstaben noch durchlesen kann. Der Forscher weiß mit chemischen Mitteln die alte Schrift zum Leuchten zu wecken, aufzufrischen, denn die alten Worte sind ihm wichtiger.

Ähnlich ist auf unserem Heimatboden vieles aus alter Zeit verwischt, doch gerade genug erhalten, um die alten Worte zu lesen und erklären zu können. Es genügt ja nicht, ein Wort lesen zu können, sondern auch seinen ursprünglichen Sinn erklären zu können.

Und der Sinn dieser Worte ist immer ein religiöser, aus dem religiösen Weltbild genommen, wo Recht und Religion, die Verteilung des Landes, seine Grenzen, Wege, seine Gerichte und Galgen, alles hängt mit diesem Weltbild, dieser Weltanschauung zusammen.

Darum stellen wir diese religionswissenschaftlichen Untersuchungen an die Spitze, um Fehldeutungen zu vermeiden.

Kart ist das zweite Wort in diesem Bild, das erste heißt Gottesberg. Die Kart liegt westlich vom Gottesberg, auf einem Bergesvorsprung, dem „Horn des Heiles“. Es ist der älteste Name für Paradies. Denn Paradies aus dem Persischen bedeutet „buntfarbig“ wie Pardel, pratum, Pardo pardo u.a. Kard, gard, gorod, grad, hortus, Horde, die goldene bei den Tataren: man könnte gut ein eigenes Buch über die Kart schreiben, als Wohnsitz der Menschen, als Stadt, als Garten, die Bewachung: Garde, Grenze. Zur Kart gehört das fließende Wasser. Nun der westliche Gottesberg, im – Kirchberg der Pfarrkirche, der Bergvorsprung der Kakushöhle, das fließende Wasser des Hausenbaches: das Weltbild, das die ersten Siedler mitbrachten, fanden sie hier erstaunlich wieder. Der Kartstein ist ein Ort erster Wahl.

Die echte Kart ist Quart, das heißt viereckig. Also beginnt schon die Kunst des richtigen Vermessens und ohne die heilige Kunst kann man in der Früh- und Vorgeschichte keine sicheren Resultate gewinnen. Es geht hier um mathematische Genauigkeit, um wahre, exakte Wissenschaft.

Die Kart liegt in der Ortschaft Dreimühlen, deren Nord- und Westgrenze hier von Wichtigkeit ist. Hausen hat aber auch sein „Tönishäuschen“, wo früher der hl. Antonius am 17. Januar, später aus „praktischen“ Gründen der hl. Antonius von Padua am 13. Juni, wohl durch Einwirkung der Franziskaner, seine Verehrung findet. Man hat ihn nicht nur zeitlich, wie in Voissel und anderswo, sondern auch örtlich von den alten Linden fort an die Verkehrsstraße „versetzt“.

Der Platz am Wege nach Pesch ist gut bekannt. In Pesch wird Cäcilia, einen Monat vor der Wintersonnenwende, in Dreimühlen Antonius einen Monat nach der Wende verehrt: beide haben den gleichen Ort des Sonnenaufganges, der leicht vermessen werden kann. Zwei Quadrate, ost-west genau aufeinander gelegt, zeigen durch ihre Diagonale den Ort des Sonnenaufganges an. Vom Kartstein sieht man die Sonne über Tönishäuschen und über Pesch aufgehen am Tage ihrer Patrone Antonius und Cäcilia. Da diese Schrift keine rein wissenschaftlichen Zwecke verfolgt, soll der Leser mit vielem Rechnen, Zahlen und Maßen verschont bleiben, obwohl die Alten an diesen Geheimnissen ihre helle Freude hatten. Sie hielten Maßlosigkeit und Vermessenheit für die schlimmste Untugend.

Beim Kart fragt man zuerst nach dem Kardo, der Kardinal-Linie Nord-Süd. Ein Blick vom Kartstein nach Norden trifft die Kirche von Eiserfey, die eben so weit vom Kartstein entfernt ist wie die Weyerer Kirche.

Dieser Kardo nach Süden verlängert, trifft die alte Petrus-Kirche von Zingsheim und die Ahekapelle vom hl. Servatius, einem alten Wallfahrtsorte. Petrus- und Servatiuskirchen verlangen einen guten Kardo, so dass die Kart mit drei Heiligtümern in guter Kardinal-Linie steht. Wir sind hier nicht am Ende der Orientierung, aber für den Anfänger mag es genügen.

II. Kakushöhle

Wie das Wort Kart auf ältere und älteste Form hinweist, so ist Kakus von der gleichen Art: es bedeutet Berghaus im Felsen, es kommt nicht nur bei Vergil vor, sondern über den Kaukasus bis Kasko und Titikaka in Südamerika.

Kak ist die Höhle (h war früher k, kentum – hundert), im Niederdeutschen noch mit dem alten Kehllaut gesprochen: chauch, wie der germanische Stamm der Chauken. Gog und Magog gehören hierhin und die vielen Berge in Asien, z.B. Kuh-i-dena 5180 in Iran, Kuh-i-baba, sefid-kuh über 5.000 Koh-inor-Berg des Lichtes, Kobern an der Mosel bedeutet das gleiche wie Hu-bert Lichtberg, Kaka in Peru (sprich chacha) kommt über tausendmal als Berg, Felsen vor, öfters Kaka-Haus: Felsenhaus.

Man könnte ein Buch darüber schreiben, aber würden dann gewisse oberflächliche Schreiber aufhören, ihren Unsinn an den Mann zu bringen? In Deutschland, auch hier im Kreise, sind diese Koh-, Kuh-, Kukenberge, Donnerhaugh, Coburg zahlreich und von religiöser Bedeutung, wie der Kuh-Berg östlich Hellenthal.

Im zweiten Teil des Wortes: hus ist wieder der tiefe Kehllaut, der in arischen Sprachen zu g, k, h wurde, Gaza, kasa, hus, hochdeutsch Haus. Dies Hus bedeutet im Altdeutschen immer eine Burg, einen Tempel, ein Heiligtum als Fluchtburg, siehe hier die kaiserliche Burg Hausen am Kermeter. Von diesem Hus, später Haus, trägt der Bach den Namen Hausenbach und die Ortschaft Hausen.

III. Der Nabel des Landes

Fast in allen bekannten Ländern suchte man den Mittelpunkt des Landes, den man Nabel nannte. Wie beim Nabel des alten Griechenlands, in Delphi, von dem viele alte Schriftsteller berichten, eine Höhle, in der geweissagt wurde, eine große Rolle spielte, so hat die Kakushöhle als Nabel des Landes eine Rolle gespielt.

Als die alten Männer in Eiserfey mir erzählten: Fey habe früher auch „Auf den sieben Höfen“ geheißen und da der Nabel des Landes mit der Siebenteilung verbunden ist, wie Prof. Dr. Roscher

in seinem Werke Omphalos (Nebel) nachweist. Hier kamen die Kirchenpatrone wieder zu Hilfe: Wendelin in Eiserfey, Matthias in Weyer, Chrysanthus und Daria in Münstereifel, Severin in Kommern.

Wendelin und Matthias haben denselben Ort des Sonnenaufganges. Von der Kallmuther Kirche aus gesehen geht die Sonne über der Wendelinus-Kirche in Eiserfey auf. Von Münstereifel aus gesehen geht um Chrysanthus und Daria, auf Wendelin und Matthias die Sonne über Weyer unter. Kusko gilt als Nabel des Inkareiches, Kysikos bei Konstantinopel galt den Griechen als Nabel eines großen Gebietes, so wird Kakus der Nabel eines bestimmten Kreises gewesen sein.

IV. Die große Schlange

Das Zentrum des Landes, möglichst weit vom Meer, der großen Schlange entfernt, suchte man aus Furcht vor dem großen Ungeheuer der Wassertiefe, das die große Flut verschuldete. Die gleiche Furcht trieb auch überall im Land zu einem gewissen Kult des Riesenwurmes.

Wenn man seine alten Namen kennt, findet man ihn überall auch im Rheinland. Prof. Dr. Johann Riem nimmt an, dass um die Erde einst ein dichter Nebelschleier lag, wie heute noch um den Planeten Venus, unter dem Schutze dieses Schleiers mit stets gleichem Klima gedieh der erstaunliche Wuchs, der Nebelschleier zerriss in der großen Flut. Riem untersuchte mehr als 2.000 dieser alten Flutberichte, in denen die Schlange eine große Rolle spielt, ein Zeichen der Echtheit des Berichtes. Ein Name der Schlange ist naga, nahe. Fachineha wurde zu Feia, Fey.

Das hatte ich selbst gefunden, dann entdeckte ich, dass A. Wrede in der „Eifeler Volkskunde“ die gleiche Ansicht vertritt (p. 14). Sechs Neha-Orte sind in der Eifel bekannt. Dazu der Fluss Nahe, Kreuznach, dann Keldenich und Scheven, Mechernich (Mag – ter – nich. Mag ist die Große).

In Keldenich finden wir den Kult der Schlange, weil hier die Wasserscheide zwischen Rhein und Maas ist. – Ein weiterer Beweis ist der Auel am Fuß der Kakushöhle und der Katzenberg bei Weyer. Von Kattenes an der Mosel bis Kettwig, Katernberg (Ruhr) sind zahlreiche Zeugen dieses Kultes zu finden. Der Katzenberg bei Iversheim, bei Lissendorf, bei Mayen – den Feybach abwärts Katzensteine und Katzfey.

Die Catena, die Kette ist vom Bild der Schlange genommen, die sich krümmende und buckelnde Katze ebenfalls. In den alten Schriften heißt sie auch Kätos, im Griechischen Ketos, Cetos im Lateinischen.

V. Urkunden

Weyer und Pesch haben den alten Namen vor der römischen Zeit aufgegeben. Hier war die römische Kultur so stark, dass auch der römische Name sich durchsetzte und blieb. Vivarium ist jeder Behälter oder Gehege für lebendes Vieh, hier besonders Fischteich. Das Wasser drängt von Zingsheim herunter – in der bewaldeten Zeit noch stärker als heute – und sammelt sich im Feybach, Hausenbach und im Weiher des Dorfes, der zum Feybach bei Vollem unterirdisch abfließt.

Als man vor Jahren den Teich reinigen und für Löschzwecke bei Bränden gebrauchen wollte, konnte er nicht leer gepumpt werden. Jede Nacht lief er wieder voll (Nachricht von Bürgermeister Johann Esser). Gut hergerichtet, mag er auch für Fischzucht aller Art nützlich sein. – Im Gau Eifel gibt es nur ein Vivarium, Viveri, darum kann die Urkunde des Königs Ludwig II. vom 20. Oktober 865, in der ein Dorf Viveri im Gau Eifel übertragen wird, nur von unserem Weyer verstanden

werden. H. Beyer, Urkundenbuch I, 107, Urk. 104. – „in pago Eiflinse in Via Viveri mansum ...et in villa Iversheim mansum unum“.

Dieser Urkunde von 865 mit Viveri folgt kaum zwei Jahre später eine Urkunde des Königs Lothar II. vom 20. Januar 867, Beyer, Urkundenbuch I. 113. – „In pago Eiflinse ... in villa Feia curtiles IIII –“. Genannt sind noch in Urkunde Dalaheim (Dahlem), Smideheim (Schmidtheim), Basenheim (Baasem), Nefresheim (Nettersheim), Arolfesheim (Harzheim), Gouwa (Engelgau).

Diese beiden Urkunden von Weyer 865 und Feia 867 sind in den Kunstdenkmälern des Kreises Schleiden von Clemen-Wackenroder nicht angezogen, wohl aber das Folgende: „Der Ort wird als „Wiere“ im Güterverzeichnis der Abtei Prüm vom Jahre 893 genannt. Mit dem Abteibesitz in Weyer war im Jahre 1222 der Herr von Blankenheim belehnt (Beyer, Urkundenbuch, I, S. 177). Eine dem Kloster Steinfeld gehörende Pfarrkirche wird schon im Jahre 1187 erwähnt, ebenso im Liber Valoris vom Beginn des 14. Jahrhunderts von Binterim und Mooren. Das Patronat hatte der Herzog von Arenberg (Fabricius, V, 1., W. Fabricius: Erläuterungen zum geschichtlichen Atlas der Rheinprovinz, Bd. V, i, Bonn 1909).



Der Weyerer Erbenwald – Teil I

von Johann Leugering

Der Weyerer Erbenwald mit 135 Anteilsberechtigten kam später in die Ablösung und Auflösung. Auch die Gerechtsame (Anm.: = das unentgeltliche Recht auf Nutzung des Waldes für die Holzgewinnung) der Kirche am Erbenwalde wurden 1856, einer Zeit, da hierselbst Wald und Boden kaum Wert hatten, Bargeld aber sehr rar war, abgelöst.

An die 135 Erbberechtigten wurden nach bestimmten Teilen jährlich 108 Wagen verteilt, z.B. die Pastorat Weyer erhielt fünf Wagen, die Kirche zwei. Ein kleineres Maß wurde Pinte genannt. Der Kaufpreis an die Kirche sollte gezahlt werden durch den Gutsbesitzer und Steuereinnahmer Meller zu Düren in vier Zahlungen von 1861 bis 1865 die Summe von 700 Talern, 16 Silbergroschen, an des Pfarramt 1751 Taler, 11 Silbergroschen. Diese Beträge wurden damals als kostbare Werte angesehen, aber die Nachkommen haben diese Waldverkäufe oft bedauert und verurteilt.

Meller war Rendant der Buschverwaltung, als Besitzer des Gutes Burg-Weyer war er mit 18 Wagen, 4 Pinten beteiligt. In diesem Kapitel war oft die Rede von Auflösung, Auflösung des Waldes, der großen Güter, der kirchlichen und weltlichen Verfassung und Grenzen. Den Unterschied gegen die frühere Zeit kann man nicht stark genug betonen. Der große Philosoph W. Solojew folgerte daraus, dass die Weltgeschichte innerlich zu Ende sei. Das geschichtliche Drama ist ausgespielt, übrig bleibt nur ein Nachspiel, ein Nachwort, das sich noch auf einige Akte ausdehnen kann.

Aus der Chronik der Bürgermeisterei Weyer 1861, Blatt 55: Es dürfte von Interesse sein, hier des 15. und 16. April 1861 endlich stattgefundenen Verkaufs des Weyerer und Urfeyer Erbwaldes Erwähnung zu thun. Der Steuereinnahmer a. D. Meller aus Düren hatte als Meistbeerbter denselben schon 1856, gestützt auf die Gemeinde-Teilungs-Ordnung vom 19. Mai 1851 eingeleitet.

Am 31. Mai 1860 war der Verkauf wegen mangels von Kaufliebhabern, deren Gebote nicht einmal die Taxe erreichten, nicht zu Stande gekommen, bis auf einige kleinere Lose, die damals verkauft wurden. Der sogenannte Erbenwald bestand aus 108 Gerechtsamen, sog. Wagen, deren Verwaltung ein aus den Beteiligten gewählter Ausschuss führte. Der Weyerer Erbenwald im ganzen 681 Morgen, 103 Ruten groß.

Zum Behufe des Verkaufs wurde der Grund und Boden auf 15.862 Thaler 9 Pfennige, der Holzbestand auf 35.295 Thaler 15 Silbergroschen, gesamt auf die Summe 51.157 Reichstaler, 16 Silbergroschen, 7 Pfennig angeschlagen. In 23 Losen zum Verkauf ausgestellt, wurde er mit 10 % Aufgeld für nur 40.186 Thaler 15 Silbergroschen oder pro Morgen für 59 Taler verkauft.

Der Urfeyer Erbwald zählte 140 Gerechtsame, „häu“ genannt, und wurde nach Art der Weyerer von einem Ausschuss der Beerbten verwaltet. Er bestand aus mehreren einzelnen Parzellen, welche einen Umfang von 181 Morgen 113 Ruten hatten, und zum Verkaufe in 10 Lose geteilt. Der Grund und Boden wurde zu 4.445 Taler, 4 Silbergroschen, 9 Pfennige taxiert, der Bestand von Holz zu 14.052 Talern, 22 Silbergroschen, in Summa 18.497 Taler 26 Silbergroschen, 9 Pfennige.

Das Ganze wurde jedoch nur zu 14.576 Thalern losgeschlagen, inklusive 10 % Aufgeld, also der Morgen durchschnittlich zu 80 Thalern. Mit Ausnahme einiger Lose kamen beide Waldungen an den Hüttenbesitzer Peter Jakob Poensgen zu Blumenthal.

Die auf dem Weyerer Erbenwalde lastenden Renten zu Gunsten der Küsterei zu Weyer von einer Garbe Hafer und 6 Pfund Brot pro Gerechtsame für die Armen der Pfarrei Weyer, lösten die Beerbten aus dem Ertrage des Verkaufs ab, indem sie für die Haferrente 315 Taler in die Kirchenkasse, für die Brotrente 315 Taler, 15 Silbergroschen in die Armenkasse zahlten.

Um dem Leser einen Begriff von dem Werte des damaligen Geldes zu geben, seien hier die Löhne für 1859 genannt: „Bei dem allenthalben fühlbaren Mangel an Arbeitskräften und dem hohen Lohne von 15 bis 20 Silbergroschen pro Tag für den gewöhnlichen Arbeiter wurden doch von mehreren der bemittelten Ackerwirthen in der Bürgermeisterei bedeutende Verbesserungen an den Wiesen durch kunstmäßige Anlagen ausgeführt und zur kunstmäßigen Be- und Entwässerung der schönen Wiesenfläche zwischen Eiserfey und Vussem die Einleitungen getroffen.“

Der Weyerer und Urfeyer Erbwald war also zusammen 862 Morgen 216 Ruten groß. Auch Kallmuth hat einen Gemeindewald, der 1902 im Werte von 2.550 Mark mit einer Prämie von 82,30 M versichert wird; zu gleicher Zeit der Zingsheimer Wald zum Wert von 93.850 Mark mit der Prämie 1.550,70 M. Auch Eiserfey, Vollem, Dreimühlen hatten Waldbesitz.

Der Weyerer Erbenwald, Teil II

von Clemens Strunck

Vor mir liegt ein Akt aus dem Jahre 1861, der den Verkauf des Erbwaldes von Weyer behandelt. Die Eigentümer des Waldes besaßen nicht etwa ein Recht auf eine bestimmte Grund- und Bodenfläche, sondern die Eigentumsrechte waren nach dem Ertrag festgesetzt.

Da gab es Eigentümer, die mit einem Wagen oder mehreren Wagen beteiligt waren, andere waren mit Pinten oder Teilen von Pinten Teilhaber. Im ganzen zählt dieses Versteigerungsprotokoll 136 berechnigte Teilhaber auf, die mit einem größeren oder kleineren Teil ein Anrecht am Walde hatten. Durch Erbteilung wurden die Berechnigungen immer wieder unterteilt, so dass schließlich bei der Verteilung der Hölzer stets Streitigkeiten entstanden. Viele Berechnigte wohnten außerhalb, ja bis ins Ruhrrevier waren die Teileigentümer des Erbwaldes zerstreut, diese waren genötigt, ihr Recht zu übertragen oder zu veräußern, ein auf die Dauer unhaltbarer Zustand.

Wenn das Holz geschlagen wurde, sollte jeder Teilhaber entsprechend seinem Anteil an der Arbeit teilnehmen. Danach erfolgte die Verteilung in 136 Teile, wovon kein einziges Teil dem anderen gleichwertig war. Wie es manchmal zugegangen sein muss, kann man sich denken. Diesem Zustand machten die Preußen ein Ende. Die Ferienkammer des Königlichen Landgerichts zu Aachen hat durch Beschluss vom 21. August 1860 den Verkauf des Erbwaldes gesetzlich angeordnet.

Durch einen Geometer wurde der Wald vermessen und in 24 Lose eingeteilt. Den Verkauf veranstaltete und leitete ein Referendar und Notarskandidat Giesen aus Kornelimünster, der gleichzeitig als Staatskommissar fungierte. Bereits in einem früheren Termin war das Waldgebiet westlich von Wendelsaß mit Hemberg, Mittelberg, der Pferdskaul und im hohen Winkel verkauft worden. Der hierüber angefertigte Akt ist nicht mehr aufzufinden.

In dem jetzt anstehenden Termin handelte es sich nur um die Gebiete Märchen, Langer Berg, Breberg und Schmidtheimerberg. Dieses Waldgebiet kauften in Gemeinschaft die Familien Strunck, Vossel, Nickes, Rosenbaum, Hansen, Lorbach, Mauel und Sistig. Dann ließen sie den Wald neu vermessen und teilten die Parzellen unter sich. Die Kaufsumme zahlten sie in 4 gleichen Jahresraten mit 10 % Aufgeld und sie betrug 2.900 Thaler in hartem Geld oder Preußisch-Courant. Die Zahlung in Papiergeld wurde durch den Verkaufsakt ausdrücklich ausgeschlossen.

Die Einziehung der Kaufsumme oblag dem Steuereinnahmer Meller aus Nettersheim, der ein Jahrzehnt vorher die Güter der Burg von Weyer gekauft, parzelliert und in zwei Raten, die mehrere Jahre auseinanderliegen, verkauft hatte. Zur Erhebung der Kaufgelder musste Meller in Weyer Termine abhalten. Die Teilung des Waldes und die Zahlung ist seitens der Käufer reibungslos erfolgt.

Der Akt enthält noch einen Passus, dass das Aufgeld von 10 % vor den anderen Terminen gezahlt werden musste. Meller wurde im Protokoll angewiesen, nach Eingang des Aufgeldes die Kosten zu begleichen und einen etwa übrig bleibenden Rest der 10 % in einem Termin in Weyer an die Käufer zurückzuzahlen. Über die Entschädigung der Beerbten in Wagen und Pinten enthält der Akt nichts. Mein alter Onkel, der einige Jahre nach dem Verkauf geboren wurde und dann mit seinem Großvater, der als Käufer mit aufgeführt ist, jahrzehntelang zusammenlebte, hat nie etwas davon erfahren, wann und wo die Beerbten entschädigt wurden. Ob es jemals geschehen ist?

Der größere Teil des Erbwaldes war schon vor dem genannten Termin verkauft. Es handelt sich um die Wendelsaßer Köpfe, die Hohe Nück, Hofesley, den Flachsgarten, auf der Donnermaar und an

Britzelsley. Der damalige Erwerber war ein Hochofenbesitzer Poensgen aus Blumenthal. Der Besitz hat aber im Laufe der letzten hundert Jahre seinen Herrn und Eigentümer öfters gewechselt, bis er in die Hände des ehemaligen Bergwerksbesitzers Kreuser in Mechernich kam. Seither ist der Wald im Besitz der Familie Kreuser-Molinari verblieben.

Einem Sohne des Molinari, Karl Theodor Molinari, blieb es vorbehalten, nach dem letzten Kriege ein zum Wald gehörendes Sägewerk zu erbauen. Dadurch hat er die Forstwirtschaft erst richtig in Gang gebracht und den Wald, der von seinen Vorgängern nur zur Liebhaberei und zur Jagd gehalten wurde, in die Volkswirtschaft eingegliedert. Er beschäftigte etwa 30 Mann und gibt hierdurch ebenso viel Familien Arbeit und Brot.

Betrachten wir die Karte des Weyerer Erbwaldes, die zu seinem Verkauf angefertigt wurde, so fällt uns auf, dass in einigen Losen eine Unterteilung in a. und b. erfolgt ist. Diese Unterteilung tritt besonders in den Losnummern 3, 13, 14, 18, 20 und 21 zu Tage. Fürs erste ist man versucht, hier eine unverständliche Willkür anzunehmen. Das ist aber nicht der Fall, sondern es handelt sich hier um die Gebiete, in welchen Eisenerz vorhanden ist, welches teilweise abgebaut war oder um noch im Betrieb befindliche Bergwerke.

Verschiedene Einwohner von Weyer hatten hier Berggerechtsame (Anm.: = das unentgeltliche Recht auf Nutzung des Bergwerkes für die Eisengewinnung). Bis zum Erliegen der Hochöfen in Eiserfey, Vussem (Schneidemühle), Urft und Blumenthal haben sie ihren Eisenstein gegraben und zum Hochofen gefahren.

Zwischen den Wendelsaßer-Köpfen und der Hohe-Nück liegt die Flöükuhl (Fluchtkaul). An diese Stelle sind die Bewohner von Weyer mit ihrem Vieh und ihrer Habe geflohen, um einer Brandschatzung durch fremde Söldnerscharen zu entgehen. Diese ist einwandfrei durch die mündliche Überlieferung überkommen und wird durch Pfarrer Anton Glehn für die Zeit von 1585 bis 1617 durch mehrere Vermerke in der Pfarrchronik bestätigt.

Der Aufenthalt in diesen Schlupfwinkeln hat oft tage- und wochenlang gedauert, bis die Kriegsscharen sich wieder verlaufen hatten. Ihr zähes Festhalten am Heimatboden auch unter den größten Beschwerden haben uns unsere Vorfahren hier vorgelebt und wir wollen ihnen nacheifern und dieses unvergängliche Kulturgut an unsere Nachkommen weitergeben.



Die Landwirtschaft - Teil I

von Johann Leugering

Der Charakter der Gemeinde war und blieb ein vorwiegend ländlicher. Drei Großgüter lagen ehemals in ihren Grenzen: Burg Weyer, Urfey, auch Orfey geschrieben, und Gut Königsfeld. Die Herren hatten hier ihre Halfen, Verwalter oder Pächter. Die *villici ex arce Weyer, Orfey, Königsfeld* sind in den Kirchenbüchern oftmals genannt und kommen bis 1800 vor.

Danach war das Gut (Burg) Weyer mit 700 Morgen, ebenso wie ein Gut in Zingsheim und Nettersheim, im Besitz der Familie von Weichs. Aus deren Hand erwarb sie der Steuereinnehmer Meller in Düren vorzugsweise zu Spekulationszwecken: ein Zeichen der Zeit. Nettersheim ist vorerst in seinem Besitz verblieben, Zingsheim und Weyer wurden parzelliert und verkauft, Weyer im Jahre 1838.

Drei volle Tage hat der Verkauf gedauert. Damals, als die Eisenindustrie noch arbeitete, sind für das Land verhältnismäßig hohe Preise gezahlt worden. Die Leute rechneten mit dem Nebenverdienst. Wenn die Ernte eingebracht war, gingen viele auf die Eisensteinsuche.

Eine Fuhre wurde mit 7 Thalern entlohnt. Daher finden sich in der Gemarkung viele an Granattrichter erinnernde Vertiefungen: es sind ausgebeutete Eisenerzgruben. Als durch den Wandel der Dinge bald hernach die Eisenindustrie hier in der Gegend zurückging und gänzlich abbaute, hörte dieser Erwerb auf.

Mancher soll die früher eingegangenen Verpflichtungen nicht haben erfüllen können und zu nichts gekommen sein.

Das Gut Urfey brachte Hubert Peiner zum größten Teil durch Kauf in seinen Besitz, so dass es in seiner früheren Form erhalten blieb, jetzt von Mutters Seite her, die eine geb. Peiner war, Eigentum von Bernhard Zingsheim und seinem Bruder Heinrich Zingsheim je zur Hälfte.

Königsfeld in der Gemarkung Kallmuth, in der Nähe von Keldenich gelegen, brannte vollständig ab und wurde nicht mehr aufgebaut. Seine Bewohner verzogen nach Kallmuth, und auf dem ehemaligen Königsfeld zeigen noch einige von Gras bewachsene Schuttkegel an, wo das Gut einstmals stand.



Die Landwirtschaft - Teil II

von Clemens Strunck

Die durch die Ausgrabungen in dem Kartstein festgestellten Jägerhorden haben noch keine Landwirtschaft betrieben, die Bevölkerung war noch so gering, dass eine planmäßige Arbeit nicht erforderlich war.

Nach Jahrhunderten finden wir die Nomaden mit ihren Viehherden und dem wandernden Zelt, auch diese trieben wohl planmäßige Viehzucht, zogen aber mit ihren Herden, hauptsächlich Ziegen und Schafen, unstat von einem Weidegrund zum anderen, und war dieser wieder abgeweidet, so wurde das Zelt abgebaut und an ergiebigerer Stelle wieder errichtet. Diese Nomaden aber hielten sich länger an einer Stelle auf als die Jägerhorden der Vorzeit.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass diese Hirten, die gelegentlich auch Jäger waren, mit ihren Herden an den Wasserstellen lagerten. Daraus entstanden dann die ersten Siedlungen mit sesshafter Bevölkerung.

Als die Sesshaftigkeit einmal gewählt war und das bewegliche Zelt sich in eine feste Hütte verwandelte, war die erste Möglichkeit, verbunden mit der Notwendigkeit gegeben, nur zur Landwirtschaft überzugehen. Die ersten Anfänge waren aber sehr primitiver Art. Diese Pioniere der Kultur sammelten die wild wachsenden Pflanzen und ihre Samen. Die besten und schönsten Körner wurden ausgelesen und angesät, vielleicht auf etwas gedüngtem und umgehackten Grunde.

Auf diese Weise kamen die Menschen langsam zur Landwirtschaft. Bald lernte man, einen provisorischen Pflug herzustellen und die Kraft der Tiere, die sich inzwischen durch Hinzutreten von Pferd und Rind bedeutend vermehrt hatten, zum Umbruch (Pflügen) des Ackers heranzuziehen. Nun ging es rasch aufwärts.

Wann und von wem die Landwirtschaft in unserem Gebiet Eingang fand, ist uns unbekannt. Dass die Römer vor 2000 Jahren eine intensive, planmäßige Landwirtschaft betrieben, die von vielen auf der heimatlichen Flur verstreuten Höfen ausgeführt wurde, kann mit dem Beginn der Landwirtschaft nicht gleichgesetzt werden.

Vorher waren die Kelten, die vor Einzug der Römer nach England übersetzten, die Bewohner unserer Heimat. Von den Kelten haben die Römer den Pflug übernommen. Die Kelten haben bereits eine bedeutende Landwirtschaft betrieben, wenn auch die Viehhaltung mit Herdenbetrieb noch primär war.

Den Beginn der Landwirtschaft in unserer Gegend können wir also mit Fug und Recht in die jüngere Eisenzeit verlegen (vor 3.000 Jahren).

Nachdem die Bodenbearbeitung einmal angefangen war, wurde sie, besonders in den fruchtbaren Tälern, nicht nur fortgesetzt, sondern von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert erweitert und vervollkommenet.

Wenn auch über diese Zeit keine Dokumente zur Verfügung stehen, so wissen wir doch, dass erst die Römer eine planmäßige, geordnete Bebauung des Bodens vornahmen und auch dementsprechende Erträge erzielten.

Das Matronenheiligtum in Pesch auf dem Adig, dem auch ein Lagerhaus angegliedert war, ist der beste Beweis dafür: hier sammelten die Römer das überschüssige Getreide von den Höfen und führten es dann in Gegenden ab, wo es benötigt wurde, besonders in ihre Garnisonen. Vor den

Römern war eine solche Sammlung und Verschickung nicht nötig und deshalb auch nicht vorhanden; denn durch die Römer kamen erst die größeren Menschenansammlungen zustande.

Vordem erzeugte jede Siedlung was sie brauchte und hatte und verzehrte nicht mehr als vorhanden war. Ein Handel oder Austausch erfolgte nicht.

Durch die größeren Siedlungen der Römer setzte jetzt die Arbeitsteilung ein. Die Zeit, dass jeder Stamm und jede Sippe das erzeugte, was sie brauchte, war vorbei, und die Tätigkeit hatte sich so gewandelt, dass auch Menschen ernährt werden mussten, die bei der Beschaffung und Erzeugung der Lebensmittel nicht beteiligt waren.

Nach den Römern kamen die Franken und kurz hernach, teilweise mit ihnen, die Germanen. Diese Völkerschaften siedelten sich in dem Gebiet an, welches die Römer verlassen hatten oder aus welchen diese durch ihre Nachfolger vertrieben wurden. Sie vermischten mit der Zeit, besonders im Rheinland, ihre Stämme und betrieben eine intensive Viehzucht und Landwirtschaft.

Dass fortwährende Kriege herrschten, bewirkte, dass in den Kriegen auch Gefangene gemacht wurden, diese waren die ersten Unfreien und hiermit begann der erste Kastenunterschied. Die Gefangenen verblieben regelrecht bei den Siegern und arbeiteten in deren Diensten, doch war der Abstand von ihren Herrn groß (Sklaventum).

Bei diesen Stämmen war es bereits so weit in der Arbeitsteilung gekommen, dass mit der Feld- und Stallarbeit in der Hauptsache die Frauen befasst wurden, und so sehen wir Jahrhunderte lang die Frauen der Franken und Germanen mit den „Unfreien“ den Acker bearbeiten. Die Männer dagegen beschäftigten sich mit Krieg und Versammlung, sie haben auch ihre Waffen hergestellt. Ob sie auch den Met brauten? Auf jeden Fall ist in Liedern überliefert: „Sie lagen auf der Bärenhaut und tranken immer noch eins!“

Nun beginnt die Einführung des Christentums und mit diesem kommen nach und nach die Klöster und Feudalherren. Unsere Gegend wurde im fünften Jahrhundert zur christlichen Religion bekehrt (Theudobald, siehe Seite 26). Die Kastenscheidung wurde immer größer, neben dem Ritter sehen wir den Knecht und Leibeigenen, mit diesen konnte der Herr beliebig schalten und walten, er durfte sie sogar töten, ohne irgend jemandem Rechenschaft schuldig zu sein.

Mit den Klöstern kam die Wissenschaft und Kunst, jetzt wurden Schulen errichtet und alle Wissenschaft gelehrt. Die Landwirtschaft, bzw. der Grund und Boden, befand sich im Besitz der Grafen und Ritter, die ihrerseits wieder Lehnsmänner einsetzten. Diese waren an bestimmte Abgaben zu bestimmten Terminen gebunden (Güterverzeichnis von Prüm).

Diese Entwicklung war gegen das zehnte Jahrhundert abgeschlossen und erhielt sich in ihrem Grundgefüge bis zur Französischen Revolution (1790/94). Der Anfang der Feudalherren und Klöster brachte die Bebauung des Landes einen entscheidenden Schritt weiter, die Lehnsmänner waren genötigt, das äußerste an Arbeitseinsatz zu leisten um ihren Verpflichtungen (10ten) nachzukommen.

Der Weinbau wurde eingeführt, an den bisher unbrauchbaren Hängen und Hügeln wuchs nun die Rebe, jetzt hatten reiche Ritter und Klöster den Wein, den sie meistens selbst kelterten, auch die Lehnsmänner erhielten ab und zu ihren Teil ab (Koppelwein, Güterverzeichnis).

Als die Nomaden zur Sesshaftigkeit übergingen, waren sie zunächst frei. In größeren Gemeinschaften musste aber mit der Zeit eine Ordnung eingeführt werden, hierdurch ergab sich die Notwendigkeit einer gewissen Verwaltung, die auch mit Kosten und Abgaben verbunden war. Heute zahlen wir unsere Steuern, in der Urzeit erfolgten die Abgaben in Vieh, und das Wort

„Beitreiben“ hat seinen Ursprung aus der Zeit, in welcher die Abgabe oder der Zehnte in Vieh geleistet wurde.

Die Germanen erhielten ihre Freiheit am längsten, sie erkannten nur einen Herrn an zu Kriegszeiten und nannten ihn Herzog, weil er wohl dem Heere oder Streithaufen voranging oder -ritt. Die Einführung der Feudalherren, die es bald verstanden, auch außerhalb der Kriege sich eine Bevormundung ihrer Untertanen zu erhalten, löschte die Freiheit des Bauern für ein Jahrtausend aus. Erst die Französische Revolution befreite den Bauern von allen Fesseln.

In der vergangenen Zeit waren seitens der Herren, Grafen und Ritter, Herzöge und Klöster ganz komplizierte Vorschriften, die noch erhalten sind, erlassen, die die Abgaben (Zehnten) genau regelten und der bestellte Fronvogt regelte die Einziehung bzw. Beitreibung und beaufsichtigte den für den Herrn zu leistenden Frondienst. Diese Vögte haben die Hörigen und Leibeigenen oft mehr bedrängt als der Herr selbst.

Während dieser Zeit gehörte Weyer zu drei Herrschaften: die Burg von Weyer mit ihrem Rittergeschlecht, den Grafen Beissel von Gymnich auf Schloss Schmidtheim und das Kollegialstift Münstereifel, wobei letzteres (nach dem Güterverzeichnis) aber nur mit drei Hufen à 50 Morgen beteiligt war. Die Burg von Weyer besaß und bewirtschaftete ca. 700 Morgen, der Graf von Schmidtheim etwas weniger.

Die Weyerer Burg gehörte dem erzbischöflichen Kapitel zu Köln und von diesem wurden Jahrhunderte lang die Lehnslleute eingesetzt (siehe auch: die Burg von Weyer). Der Graf von Schmidtheim ließ seine Besitzungen durch einen Verwalter oder Vogt bewirtschaften und die Münstereifeler hatten wieder Lehnslleute eingesetzt. Von allen Lehnslleuten wurde der Zehnte pünktlich eingezogen, aber eine Ausnahme bestand: wir haben noch heute eine Flurbezeichnung am „Zefrige Berg“ (zehntfreier Berg). Hier handelte es sich um einen sandigen, von vielen Felsen durchsetzten Boden, der erfahrungsgemäß sehr geringe Erträge abwarf. Hier hat sich die Eintreibung des Zehnten kaum gelohnt, und deshalb ist uns diese Flurbezeichnung überkommen.

Der freie selbst wirtschaftende Bauer kam erst wieder zur Geltung, als im Jahre 1802/03 die Auflösung der Burgen und Klöster erfolgte. Nachdem der Herrensitz der Burg zerstört war und durch Wegfall der Leibeigenschaft und des Frondienstes Arbeiter zur Bewirtschaftung der ausgedehnten Felder nicht mehr zur Verfügung standen, der Zehnte nicht mehr abgeliefert wurde, verpachtete Graf Ferdinand von Weichs zunächst seinen Besitz.

Er ließ aber schon größere Teile, besonders innerhalb des Dorfes, aufmessen und in kleine Parzellen einteilen. Diese verkaufte er, soweit sich Käufer fanden, als Baustellen. Die Grenzen von Johann Hut auf der Kier bis Wilhelm Vossel einschließlich sind bei dieser Aufmessung festgelegt und in der Katasterkarte von 1825 eingezeichnet worden. Diese Karte wurde mir beim Katasteramt auf Wunsch zur Einsicht vorgelegt.

Der erste Akt aus dieser Zeit stammt vom 12. Mai 1834. An diesem Tage kaufte der Stellmacher Johann Vossel (mein Urgroßvater) von Ferdinand von Weichs, der damals Kämmerer beim Großherzog von Hessen war, eine Baustelle für 85 Thaler, zahlte bar in Gold oder Silbermünzen Preußisch-Korant. Auch hier ist jede Zahlung in Papiergeld durch den Akt ausdrücklich ausgeschlossen.

Den danach übrig gebliebenen Besitz kaufte später der Steuereinnehmer Meller aus Düren. Dieser ließ aufmessen, parzellieren und verkaufte schließlich öffentlich in zwei Terminen. Er wartete mit dem zweiten Termin, bis die Raten des ersten Termins bezahlt waren. Meller soll der Überlieferung gemäß durch diese Spekulation, deren er noch mehr ausführte, zum mehrfachen

Millionär geworden sein. Sein Stammsitz oder sein Eigentum, in welchem er sein Leben beschloss, war ein Gut: die ehemalige Burg Nettersheim.

Jetzt war der Bauer frei. Weder Frondienst noch Lehnsabgabe, noch Ablieferung des Zehnten oder Leibeigenschaft bedrückten ihn. Er hatte Eigentum und konnte sich noch etwas dazu kaufen oder verkaufen, wie es ihm passte. Keine Obrigkeit bevormundete ihn mehr. Aber arm blieb er mit geringen Ausnahmen immer noch.

Es waren keine künstlichen Düngemittel bekannt, die Dreifelderwirtschaft herrschte ohne Ausnahme. Die erste Saat war Winterhalmfrucht, die zweite Sommergetreide und im dritten Jahr lag das Land in der Brache. Es wurde dreimal gepflügt: gebracht, gedruet und geart, zwischendurch mit Stalldung bestreut und danach folgte wieder die Wintersaat. In diesem Jahre war also eine enorme Feldarbeit für Mann und Zugvieh zu leisten, ohne den geringsten Ertrag.

War die Witterung ungünstig, wie uns aus den Jahren 1846/48 überliefert ist, so waren die Erträge so klein, dass sich die Ernte kaum lohnte, und doch musste auch das Wenige eingebracht werden. Es ist zuverlässig überliefert, dass der Hafer so klein war, dass er mit der Sense nicht erfasst werden konnte, dann wurde er gerupft und heimgeholt.

Die Früchte, die gesät und gepflanzt wurden, waren Roggen, Spelz, Hafer, Buchweizen, Erbsen und Linsen. An Futterpflanzen: Rotklee, Luzerne, Kohlrüben, Stoppel- und Brachrüben. Die Kartoffel spielte damals noch eine untergeordnete Rolle, wurde aber mehr und mehr in den Vordergrund gerückt. An Futter für das Vieh fehlte es fast immer.

Zwar wurden alle Berge und Hügel von den Herden abgeweidet, aber der Ertrag war sehr mager, und die Weidetiere waren es auch. Kein Wunder, dass die Bauern auf den Besitz einer Wiese bedacht waren, die bewässert werden konnte. Der Bach vom Pützende war in einer genauen Aufteilung durch den Gemeinderat so vergeben, dass jeder Besitzer einer Wiese im Teich (Dich) (Anm.: rechts neben der Hauptstraße von Weyer nach Dreimühlen) einmal in der Woche das Bewässerungsrecht hatte, bei kleinen Parzellen macht das nur drei Stunden aus.

So schlug sich der zwar freie, aber arme Bauer durch, bis in den 1890er Jahren die ersten Handelsdünger auf den Markt kamen. Aber auch dann zeigte sich noch so recht der Konservatismus des Bauern: einige machten sofort mit und versuchten die neuen Düngemittel, andere lachten und spotteten über die Neulinge. Einige ganz Scheue erklärten, man müsse die Dummen erst probieren lassen und wenn es gut ginge, dann mache man es auch.

Aber bald wurden sie durch die Tatsache des höheren Ertrages eines Besseren belehrt, obwohl noch immer Einzelne die Düngemittel ablehnten. Aber jetzt trat eine entscheidende Wendung ein, die viel einschneidender war als alle Vorgänger und zwar im positiven Sinne. Zuvor hatte sich die Winterweizensaat schon eingebürgert, aber jetzt wurde der Winterweizen und die Sommergerste zum Haupterzeugnis und brachte volle Säcke und volle Geldbeutel.

Auch der Speicher war besser gefüllt und es war nicht mehr nötig, jeden Morgen eine Schüssel Kartoffeln zum Stopfen der immer zahlreichen, hungrigen Mäuler aufzutischen.

Die Ackergeräte waren um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert ausnahmslos aus Holz gefertigt. Der hölzerne Pflug mit dem Holzriester beherrschte das Feld. Der vordere Teil hatte hölzerne Räder mit einer starken Holzachse, durch welche ein Rundeisen geführt war, welches die Räder aufnahm. Von der Achse führten zwei Hölzer, unten eingezapft, nach oben und trugen in der Mitte ein Holzkissen, in welchem der Hinterpflug (Gringel) auflag.

Am oberen Ende waren die Hölzer mit einer Querlatte versehen, die an beiden Außenseiten je einen Ring trug zum Durchziehen der Führungsleine. Der Hinterpflug war ein stärkeres Holzstück, welches sich nach vorn verjüngte. Dieses hatte am unteren Ende zwei nach außen strebende Hörner, als Führungshörner, zuerst aus Holz, später aus Eisen gefertigt.

Diese Sohle des Pfluges bestand aus Eisen und war mit Flanschen an zwei schräg nach vorn stehenden Holzstücken befestigt, die am unteren Ende des „Gringels“ eingezapft waren. Die Riester war ein etwa 80 cm langes, 18 bis 20 cm breites Stück Stahl. Diese war vorn mit einem Haken versehen, der um eine über der Pflugsohle angebrachte Eisennase griff.

Etwa 1/5 vor dem anderen Ende war eine Stütze angebracht. Diese wurde später mit einem Gewinde versehen und nun konnte man verschiedene Furchenweiten einstellen. Beim Pflügen wurde der Grund durch das Kolter abgeteilt, durch den Wessel gehoben und von der Riester zur Seite geschoben, wobei sich die Schollen regelmäßig senkrecht stellten. Eine volle Umwendung des Bodens war mit diesem Pflug nicht möglich.

Aber mit diesem Instrument haben unsere Vorfahren Jahrhunderte lang ihren Acker und die Felder ihrer Herren bearbeitet. Die Egge war gleichfalls aus Holz hergestellt und hatte hölzerne Zähne. Beim Gebrauch wurde sie in einer Ecke mit dem Eggenkrampen versehen und mit dem Gestänge, an welchem das Zugvieh angespannt war, verbunden.

Die Egge hatte 15 Zähne, diese waren so angebracht, dass der folgende immer in der Lücke zwischen den beiden vorlaufenden Zähnen den Boden durchzog. Zu Ende des 19. Jahrhunderts kamen die ersten eisernen Eggen auf. Diese waren im Balkengefüge auch aus Holz, die Zähne aber waren aus Eisen hergestellt und in der Zugrichtung etwas nach vorn gebogen.

Diese Zähne drangen tiefer in den Boden ein und nun konnte der Bauer auch seine Quecken (ein mit langen Wurzelschnüren den Boden durchziehendes Unkraut) herausseggen und vom Felde schaffen. Pflug und Egge aus Holz wurden bald durch eiserne Werkzeuge ersetzt.

Vorher wurde aber noch eine entscheidende Verbesserung am Holzpflug vorgenommen und zwar kam ein Wenderiester auf, mit welchem es möglich war, den Boden vollständig umzuwenden. Jetzt konnte die Stoppel unsichtbar untergepflügt werden. In der ersten Zeit der Wenderiester wurden aber bestimmte Pflügungen noch mit der Streichriester ausgeführt, hierzu gehörte die letzte Pflügung in der Brache, vor der Wintersaat.

Nachdem so eine Bresche in die alte Pflügerei gelegt war, wurde fast von Jahr zu Jahr eine Verbesserung und Neuerung an Pflug und Egge vorgenommen, mit dem Ergebnis, dass heute das Holz als Baumaterial dieser Geräte, die nunmehr in den verschiedensten Formen vorkommen, vollständig verdrängt ist.

Ich führe nur die Selbstfahrerpflüge an, die, einmal richtig angesetzt, ohne Lenkung eine gerade, einwandfreie Furche ziehen. Auch das Zugvieh wurde durch die neueren Geräte bedeutend entlastet, weil dieselben einen weitaus leichteren Gang haben, und nicht mehr so viel Zugkraft benötigen.

Die Eggen wurden in mehrere Teile unterteilt, sie transportieren sich dadurch leichter von Acker zu Acker und werden hier aneinandergelegt zu einer erheblichen Arbeitsbreite, die die hölzerne Egge um das Mehrfache übertrifft.

Als Transportmittel kannte man nur große Karren. Diese waren starr in ihrem Aufbau und mit hölzernen Achsen versehen. Zuerst wurden diese in Schlagkarren (zum Aufkippen) umgewandelt. In dieser Form sind sie heute noch in Gebrauch. Im übrigen aber sind die Karren mit ihren großen

holprigen Rädern durch Wagen mit vier Rädern ersetzt. Diese nehmen eine bedeutend größere Landung auf und können schneller be- und entladen werden, sie können nach Bedarf länger oder kürzer gestellt werden und sind, von Ausnahmen abgesehen, stets von zwei Zugtieren bespannt, zwischen denen die Wagendeichsel einhergeht und durch welche die Lenkung des Fahrzeugs bewirkt wird. Der Aufbau der Wagen kann den Umständen gemäß angepasst werden. Der Leiterwagen bringt Heu, Stroh und Garben. Der Kastenwagen Sand, Kartoffeln und Rüben, während der Mistwagen einen einfachen Aufbau hat, den der Bauer sich meist aus einigen Brettern und Schwarten selbst herstellt. Zusammenfassend muss anerkannt werden, dass die Ackergeräte in den letzten 50 Jahren eine radikale Verbesserung für Mann, Vieh und Acker gebracht haben.

Die Viehhaltung hatte in den vorausgegangenen Jahrhunderten gegenüber der Bodenbearbeitung eine überragende Bedeutung. Die Erträge des Bodens waren klein und kärglich, zu Zeiten ungünstiger Witterung trat oft Hungersnot ein (1846/48). Es ist mithin begreiflich, dass unsere Vorfahren der Viehzucht mehr Aufmerksamkeit schenkten als der Ackerwirtschaft. Die Viehhaltung wurde mehr gemeindlich betrieben, es gab einen Schäfer, Küet (Kuhhirt), Säuet (Schweinehirt), jeder zog mit seiner Herde Tag für Tag zur Weide. Nur im Winter, wenn Schnee und Eis die Hänge, Triften und Weiden bedeckten, wurden die Tiere eingesperrt. Am längsten wurden die Schweine ausgetrieben.

Schon das Güterverzeichnis aus 893 hat die genaue Zahl der Schweine aufgezählt, die ausgetrieben wurden. Bei Futtermangel, der damals chronisch war, hat sich das Vieh beim Frühlingsaustrieb in einem sehr schlechten Ernährungszustand befunden. Aus jener Zeit stammt das geflügelte Wort: „Das Vieh sieht aus, als wenn es beim Austrieb das erste grüne Hälmchen eben noch erreichen könnte!“ Die Vatertiere, Eber, Stiere und Schafböcke gingen in der Herde mit, und die Fortpflanzung in mehr natürlicher Weise vor sich als wir sie heute kennen.

Von aufgetretenen Seuchen unter dem Vieh ist uns nichts überliefert worden, deshalb ist anzunehmen, dass diese, wenn überhaupt vorhanden, sehr selten gewesen sein müssen. Bei der viel mehr natürlichen Haltung der Tiere waren diese bedeutend widerstandsfähiger gegen Krankheiten aller Art.

In der Gemarkung lagen außer dem Gemeindegut auch viele Privatgrundstücke „müßig“ als Driesch, diese dienten lediglich zur Beweidung. Besonders die entfernt liegenden Gründe, hinter dem Höhnchen, im Düstertal, auf dem Kelder und der Donnermaar waren ergiebige Weidegründe. Heute sind sie restlos umgebrochen und liefern unter Zuhilfenahme der künstlichen Düngemittel erhebliche Körner- und Stroherträge.

Auch das Stroh war vor 1900 immer rar, wer Geld hatte, fuhr nach dem Niederlande in die Dörfer Floisdorf, Glehn, Hostel oder Eicks und kaufte dort einen Wagen Stroh. Der andere Teil der Bevölkerung war darauf angewiesen, das Laub des Waldes zu sammeln und als Einstreu zu benutzen. In meiner Jugend habe ich noch manchen Sack Laub nach Hause getragen.

Auch die Futtergewinnung erlebte eine völlige Wandlung. Die Stücke, die früher „müßig“ lagen, wurden mit Thomasmehl bestreut und warfen nicht nur hohe, sondern auch hochwertige Heu-Erträge ab. Jetzt konnte man sein Vieh sachgemäß und satt füttern und der Herdentrieb wurde eingestellt.

Infolge der weiten Entfernung vom Ort, wo die Wirtschaftsgebäude eng aneinandergeschmiegt liegen, werden die Äcker hinter dem Höhnchen wenig mit Stalldünger befahren. Dann kommt es vor, dass nach einer Reihe von Jahren der Ertrag nachlässt. Nun ist es Zeit, diese Felder mit Luzernen einzusäen und dieser ist ein natürlicher Stickstoffsammler. Seine absterbenden Zweige

und die verwesenden Wurzeln schaffen den so nötigen Humus und nach dem Umbruch geben die Äcker wieder Jahre lang Höchsterträge.

Die Einstellung des Rindviehauftriebes erfolgte in Weyer in der Zeit zwischen 1860/70, bald nachher ging auch die Schweineherde nicht mehr zur Weide. Die Schafe hielten sich am längsten und waren um 1900 noch vorhanden. Dann traten einige Jahre auf, in welchen die Schafräude jeden Ertrag aus der Schafzucht zunichte machte und ihre Abschaffung bewirkte. Aber auch die Weidegründe der Schafe waren durch die Anwendung der Handelsdüngemittel bedeutend geschmälert worden, auch dieser Umstand ließ ihr Verschwinden ratsam erscheinen.

Schon in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts [19. Jh.] wurden viele Hänge mit Kiefern besät. Diese ergeben zwar kein hochwertiges Nutzholz, aber ihre krummen Stämme sind als Grubenholz sehr gesucht. Heute ernten die Enkel jener Männer, die die Kiefern gesät haben, und besonders 1951 sind manche Hundert, wenn nicht Tausend DM durch Grubenholzverkauf ins Dorf gekommen.

Seit Wegfall der Schafherde haben die Kiefern sich durch Selbstsaat in der ganzen Flur angesiedelt. Die Vermehrung geht weiter, weil die zarten Pflänzchen von den Schafen nicht mehr abgeweidet und zertreten werden. Es ist ein großer Gewinn für den Wasserhaushalt und das Klima, wenn diese Entwicklung weitergeht und durch Menschenhand eine Erweiterung und Förderung erfährt.

Was ein solcher schlagreifer Kiefernbestand einbringt, haben die letzten Jahre eindeutig dargetan, und es wäre zu wünschen, dass die abgeholzten Schläge wieder aufgeforstet werden, zumal die Regierung zu diesen Unternehmen Zuschüsse zahlt. Bei regelrechtem Anbau auf den Kahlschlägen wird der kommende Aufwuchs qualitativ und quantitativ einen besseren Ertrag ergeben als die erste Ernte, denn jetzt sind die Jahrzehnte lang gefallenen Nadeln und dünnen Äste, die Stöcke und Wurzeln Humusspender für die Neusaat, wogegen die erste Saat in ein vollständig jeder Nahrung bares mit spärlichem Rasen bestandenes Gelände erfolgte.

Hoffen wir also, dass unsere Enkel ein gutes Nutzholz von den Hängen schlagen, die wir heute ansäen, und uns dann genau so dankbar sind, wie wir unseren Groß- und Urgroßvätern, die die ersten Aufforstungen in der Gemarkung Weyer vornahmen.



Die Rindviehhaltung, Rasse und Zucht

von Clemens Strunck

In der letzten Zeit hat die Rindviehzucht ein ganz anderes Gesicht bekommen. Als Milchvieh kommt mit geringen Ausnahmen nur noch rotbuntes Niederungsvieh vor. Hierdurch ist eine stabile Note in die Rindviehhaltung gekommen. Vorher herrschte ein großes Durcheinander bei den verschiedenen Rassen und Formen. Da gab es die roten Eifeler Rinder, die Simmentaler und die Glaner Rasse oft in einem Stall vereinigt. Dann Mischlinge aus diesen Rassen, die einen kleinen Milchertrag lieferten, der auch durch hohen Fettgehalt nicht aufgewogen wurde. Aber eine hochwertige Butter wurde aus der Milch der gemischten Rassen gewonnen.

Bis um 1900 wurde die anfallende Milch in jedem Betrieb bis zur Butter verarbeitet. Die Entrahmung erfolgte mit einem Löffel, nachdem die Milch einige Tage in einem offenen Topf gestanden hatte. Dabei hatte sich der Rahm oder die Fettschicht an der Oberfläche gesammelt, der untere Teil war zu der bekannten „dicken“ Milch geronnen und der Rahm ließ sich mit einem Löffel bequem abheben und wurde im „Rohmedöppe“ gesammelt.

War eine genügende Menge zusammen, so wurde das Butterfass hergenommen, der Rahm eingefüllt und nun begann ein mehr oder minder lang dauerndes Drehen des Butterfass-Schwengels. Schließlich hatte sich die Butter gebildet und die saure Buttermilch war ausgeschieden, dann wurde die Butter herausgenommen und mehrmals gewaschen, bis das Waschwasser sich nicht mehr milchig färbte. Nun leicht gesalzen, hatte man eine gute, schmackhafte Butter als Brotaufstrich, aber manchmal war dieser Artikel sehr rar.

Dann kamen die ersten Zentrifugen auf, eine große Arbeitserleichterung für die Bäuerin, man denke, nun fielen die offenen Töpfe fort, deren große Spülerei hatte ein Ende, die Milch wurde kuhwarm in die Zentrifuge gesiebt, darauf die Zentrifuge in Bewegung gesetzt und heraus lief an getrennten Ausläufen der Rahm und die Magermilch.

Um die Jahrhundertwende begannen die Molkereien sich einzuschalten, teilweise auf genossenschaftlicher Basis, teils auch als Privatmolkereien. Nun konnte der Bauer die anfallende Milch direkt an die Molkerei liefern und erhielt seine Magermilch und die Butter fertig ins Haus geliefert. Nach und nach verschwanden die Zentrifugen wieder und der Bauer überließ der Molkerei die weitere Verarbeitung seiner Milch.

Er erhielt seine Vergütung nach abgelieferten Litern und nach den Fettprozenten der abgelieferten Milch unter Abzug der zurückgelieferten Magermilch und erhaltenen Butter. Neuerdings wird die Magermilch größtenteils von den Molkereien zurückgehalten und hier zu Käse verarbeitet.

Die Molkereien kamen in der ersten Zeit nicht recht in Schwung und erhielten erst Auftrieb, als durch den Ersten Weltkrieg die Bauern behördlich gezwungen wurden, ihre anfallende Milch an die Molkerei zu liefern, in Verfolg war dem Bauern die Selbstbutterung verboten und er konnte nicht mehr so viel Butter anfordern, wie er benötigte, sondern seine Menge wurde ihm an Hand seiner Kopfzahl im Haushalt zugewogen.

Später wurde auch in Blankenheim eine Molkerei eröffnet, und die Milch von Weyer ging teilweise nach Kall und der größere Rest nach Blankenheim. Es kam nun sehr darauf an, dass der Molkereieinhaber ein Fachmann war, in dieser Beziehung haperte es manchmal, besonders bei den Privatmolkereien. Dieses bewirkte, dass diese bald in Genossenschaften, an manchen Stellen mit mehr oder weniger behördlichen Druck, umgewandelt wurden.

Die Molkereien betätigten sich auch als Kraftfutterhändler und belieferten den Bauern mit Palmkuchen, Sojaschrot, Erdnussmehl und Leinmehl. Wer diese Kraftfuttermittel neben einer genügenden und guten Heu- und Runkelrübenfütterung zusetzen konnte, erhöhte die Milchleistung seiner Kühe und den Fettgehalt der Milch nicht unerheblich.

Durch die Anlieferung der Milch an die Molkereien entstehen nicht unerhebliche Transportkosten, die natürlich die Milch als Urprodukt zu tragen hat. Da auch im Zweiten Weltkrieg der Ablieferzwang wieder eingeführt wurde und noch verschärft in Erscheinung trat, ist es heute so weit, dass kaum noch ein bäuerlicher Betrieb zur Selbstbutterung schreitet, eine erhebliche Arbeitersparung für die Bäuerin und ihr Hausgesinde.

Nun aber zurück zum Rindvieh. In früherer Zeit hielt irgendein Privatmann den Stier. An manchen Orten wurde auch ein Gemeindestier gehalten. Diese Tiere unterlagen aber auch schon im vorigen Jahrhundert dem Körzwang und mussten zum Zwecke der Körung in Zingsheim vorgeführt werden. Dann brachte man den Stier angekört nach Hause und hier belegte er alle ihm zugeführten Kühe, gleich welcher Art und Rasse. In der Regel war der Stier aber reinrassig.

Dadurch entstanden nun allerhand Mischlinge und eine rentable Höherzüchtung des Bestandes war nicht möglich. Nach Einführung der Rotbunten Rasse ist auch hier ein entscheidender Wandel eingetreten. Die Vatertiere werden auf genossenschaftlicher Grundlage gehalten und so oft als nötig auf den anerkannten Auktionen gekauft, nachdem hier erst kurz vor dem Verkauf die Körung erfolgte.

Die aufzuwendenden Beträge sind verschieden je nach Auftrieb und Nachfrage, aber immer so hoch, dass ein Staatszuschuss von 20 % beim Ankauf gewährt wird. Diese Zuschüsse sind mitunter sehr umstritten und man hört manchmal mehr oder weniger begründete Klagen, diese traten besonders während der Zeit des Nationalsozialismus auf und sind heute fast verschwunden.

Die Einführung des Rotbunten Viehs brachte die hiesigen Bauern etwas in Wallung, zumal sie fast ausschließlich behördlich angeordnet war. Hier waren viele Leute, die sich ihren Arbeitsochsen im eigenen Stall heranzogen. Der Rotbunten Rasse ging die Behauptung voraus, dass die Ochsen dieser Rasse als Zugtiere wenig geeignet seien, besonders ihre empfindlichen Füße wurden bemängelt.

Auch heute sieht man als Arbeitsochsen fast nur die Glaner Rasse, diese müssen nun auf den Eifelmärkten Bitburg und Hillesheim gekauft werden. Aber ab und zu taucht auch ein rotbunter Ochse auf, der treu und brav seine Arbeit tut. Hierbei mag eine gewisse Akklimatisierung durch die schon vor Jahrzehnten erfolgte Einführung der Rotbunten Rasse und ihre Aufzucht im Höhenklima eine Rolle spielen, die die ganze Rasse abgehärtet hat.

Aber immer noch wird Jahr für Jahr eine große Menge Geld aus dem Kreis Schleiden auf die Märkte der Hocheifel getragen und mancher schöne Ochse kommt von dort in unsere gebirgsreiche Gegend, auf unsere nicht in Ordnung gehaltenen Wege und tut hier treu seine Pflicht, bis er gemästet und geschlachtet wird.

Die Kühe der Rotbunten Rasse geben bedeutend mehr Milch als die vorherigen Mischlinge. Wenn auch der Fettgehalt etwas niedriger ist, so gleicht das größere Quantum diesen Mangel mehr als aus.

Die Flur von Weyer hat nirgends eine Wasserstelle, dadurch und durch seine weite Ausdehnung, besonders nach Westen, ist der Anlage von Dauerweiden ein kleiner Radius gesetzt. Trotz bestem

Futter, wachsend auf Kalk- und Dolomitboden kann dieser Zweig der Viehhaltung nicht genügend ausgenutzt werden.

Unsere Hügel tragen zwar im Frühling ein grünes Kleid, aber wenn die sommerliche Wärme einsetzt, hört infolge Austrocknung jedes Wachstum auf. Deshalb lohnt es sich nicht, hier teure Zäune anzubringen und Vieh aufzutreiben. Bei uns sind und bleiben der Winterweizen und die Sommergerste die ertragreichsten Pflanzen unserer Ackerflur, die bei genügender Düngung und passender Witterung stets ihren Mann erhält.



Die Pferdezucht und -haltung

von Clemens Strunck

Großen Schwankungen unterworfen war die Pferdehaltung in unserer Gemeinde. In der Vorzeit, in welcher Eisenstein nach den Hochöfen in Eiserfey, Urft und Blumenthal gefahren wurde, bediente man sich ausschließlich des Pferdes als Zugtier.

Nach Eingang der Eisenschmelzen fuhren noch einige Unternehmer Holzkohle nach Solingen, die hier in der Schneidwarenindustrie sehr gesucht waren und guten Gewinn abwarfen. Die anderen Erzfuhrlaute hatten für Pferde keine Verwendung mehr und der Bestand verringerte sich gewaltig.

Für die Bearbeitung des Ackers war der Ochse besser geeignet, besonders in unserem hügeligen Gelände und auf den sehr schlechten Wegen.

Um die Jahrhundertwende waren wenig Pferde im Dorf, doch langsam vermehrten sie sich und hin und wieder wurde im eigenen Betrieb ein Fohlen herangezogen.

Nach dem ersten Weltkrieg wurden die englischen Maulesel plötzlich Mode. Man sah Bauern ihre schönen Ochsen verkaufen und Maulesel an ihre Stelle setzen. Aber es dauerte nicht lange, dann verschwanden die Esel noch schneller als sie gekommen waren und mancher Bauer hatte große Mühe, wieder zu ein paar Arbeitsochsen zu kommen. Sie hatten reichliches Lehrgeld bezahlt und der Handelsjude hatte sein Schäfchen im Trockenen.

Die Pferdezucht litt hierdurch keine Unterbrechung und es mehrten sich die Fälle, wo man auf der häuslichen Rasenfläche ein munteres Fohlen springen sah. Die Preise für zweijährige Fohlen bewegten sich zwischen 800 und 1000 Mark und gaben Anreiz für den züchtenden Bauern. Aber bald sank der Preis wieder und vor einem Jahr wurden 150 Mark für ein einjähriges Fohlen geboten.

Die Deckkosten der Stute betrugen 100 Mark und man kann sich denken, dass die Pferdezucht ein Ende hatte. Aber, durch den billigen Pferdepreis angeregt, wurden wieder Ochsen abgeschafft und Pferde eingestellt.

Heute ist eine erhebliche Menge Arbeitspferde im Dorf, die der billige Preis herbeigerufen hat. Manche haben für die Pferde nicht genügend Arbeit im eigenen Betrieb und suchen Nebenverdienst. Aber die gelegentlichen Fahrten für die kleinen Leute geben keinen Ausschlag. Das Holzfahren ist im Preis so gedrückt, durch die Konkurrenz der Traktoren, dass es nicht lohnend ist, ganz abgesehen von der ganz anderen fuhrwerklichen Ausrüstung, die ein Holzfuhmann gegenüber einem Erntewagen bedarf.

Die jetzige Vielzahl der Pferde wird also auch vorübergehender Natur sein.



Die Besitzverhältnisse des Bauern

von Clemens Strunck

Regelrecht bearbeitet der Bauer sein Eigentum. Aber für diejenigen, die im eigenen Haushalt genügend Arbeitskraft haben, bietet sich die Möglichkeit der Zupachtung, wenn die überschüssige Kraft nicht zur Industrie abwandert.

Da ist als Hauptverpächter die Kirchengemeinde zu nennen. Sie verfügt infolge Stiftungen unserer Vorfahren über ca. 30 ha Grundbesitz. Dieser wird in regelmäßigem Turnus von 9 zu 9 Jahren verpachtet. Die letzte Verpachtung hat in Weyer im August 1949 statt gefunden. Danach fand sich ein Lump, der die leider immer noch bestehende Preisbehörde auf die Verpachtung hetzte, durch einen Brief ohne Unterschrift. Deren Dazwischentreten hat in Weyer große Gehässigkeiten ausgelöst.

Aber auch ohne diese Geschehnisse hatten wir in Weyer genügend Neid und Missgunst, die manchem das Leben unnötig erschwerten.

Auch die Zivilgemeinde verfügt über einen umfangreichen Grundbesitz, der auch von 9 zu 9 Jahren verpachtet wird. Außerdem sind noch verschiedene Private, die wegen Altersschwäche ihre Ländereien verpachten, aber hier handelt es sich um kleine, geringfügige Flächen.

Aber die Bauern von Weyer pachten gern, weil das Pachtland immer billiger als zugekauft Eigentum ist. Hier braucht man als Pachtpreis nie die Summe zu zahlen, die ein gekauftes Stück allein an Jahreszinsen verschlingt. Und wieder ist jeder froh, wenn er genügend Eigentum hat und keine Zupachtung nötig hat. Denn trotz aller Billigkeit ist im Herbst nach der Ernte die Pacht fällig und die Erzeugnisse des Eigentums bleiben ungeschmälert erhalten.

Die Gemeinde hat noch große Flächen, die dringend der Aufforstung bedürfen, aber diese scheitert an der sonderbaren Gesetzgebung. Hat die Gemeinde eine bestimmte ha-Zahl an Wald, und wäre es auch nur die armseligste Holzung, so wird sie zum Unterhalt des Gemeindeförsters, der für mehrere Gemeinden tätig ist, entsprechend ihrer Fläche herangezogen.

Die Gemeinde hätte also in einigen Jahrzehnten mehr an Försterunterhaltung zu zahlen als sie nach schlagreifem Bestand erlösen würde. Deshalb werden diese Flächen als Weide verpachtet, soweit ein Liebhaber vorhanden ist, anderenfalls bleiben sie weiter ungenutzt liegen.

So etwas gibt es auch heute noch unter der gesegneten Demokratie.

Boden und Klima

von Clemens Strunck

Neben der Bodenbeschaffenheit, die wir als Kalk- und Dolomitboden bereits kennen, ist das Klima und die Niederschlagsmenge für eine geregelte und rentable Landwirtschaft von ausschlaggebender Bedeutung. Unser Weyer liegt in den nördlichen Abdachungen der Eifel, etwa in der Mitte der Voreifel zwischen Satzvey und der Wasserscheide von Schmidtheim. Die Höhenlage des Ortes beträgt 420 m über NN, gemessen an der Straßenabzweigung nach dem Jülicherende an der Hauptstraße.

Daraus ergibt sich, dass unsere Ackerflur, die von hier nach allen Seiten ansteigt, zum größten Teil erheblich über diesem Werte liegt. Die höchste Höhe in der Gemarkung liegt westlich von Weyer. Es ist der Breberg, er hat eine Höhe von 525 m über NN. Aus dieser Darstellung kann man entnehmen, dass unser Durchschnittsklima ein recht raues sein muss.

Die Winde wehen meist aus West-Südwest, das ist leicht zu beweisen an den Bäumen, die vom Winde getroffen werden. Sie strecken ihre Äste nach Nordost und sind auch in dieser Richtung geneigt. Aber ganz so rau und wild ist unser Klima nicht, wie es der Höhenlage entsprechend sein könnte. Denn von Westen kommen über Belgien die warmen Winde des Golfstromes. Sie beherrschen den größten Teil des Jahres.

Stürme, die großen Schaden anrichten, haben wir selten und die in Amerika und Asien gefürchteten Zyklone fehlen hier gänzlich. Ebenso sind die Tage einer völligen Windstille selten, was sich durch die Höhenlage ergibt. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt nach einer Aufstellung von Theodor Brinkmann auf Seite 318 der Eifelfestschrift + 9 bis + 10°C. Die niedrigste Durchschnittstemperatur nach derselben Quelle - 7,4°C. Die höchste Temperatur im Sommer durchschnittlich + 17°C. Die durchschnittliche Niederschlagsmenge beträgt im Jahr – nach Brinkmann Seite 312 – 70 cm.

Soeben hat ein starkes Erdbeben meine Arbeit unterbrochen. Es war begleitet von einem außergewöhnlichen Sturm. Die Erschütterung war so stark, dass die Nippfiguren von den Schränken fielen. Die Wände rissen, der Kamin über dem Dach wurde vollständig in seinem Gefüge gelockert, ein Stein davon war in den Nachbarshof gefallen. Die den Kamin umgebenden Dachziegel wurden aus ihrer Lage gedrückt. Vom Kirchturm stürzte der Dachkopf mit Kreuz und Blitzableiter auf den Friedhof. Mehrere Kamine im Ort stürzten ein.

Die Bewohner liefen angsterfüllt auf die Straße und besprachen das seltene, unangenehme Ereignis. Menschen sind nicht zu Schaden gekommen, aber an allen Häusern und Dächern sind mehr oder minder große Schäden entstanden. Zeit: 14. März 1951, um 10 Uhr 50 Minuten.

Die Winter der letzten Jahre waren abnorm schneearm. Daraus kann man nun nicht den Schluss ziehen, dass sich das Klima in günstiger Richtung bewege und nun andauernd milde Winter zu erwarten seien. – Es kommt öfters vor, dass lange liegender Schnee am Wintergetreide und an der Kleinsaat, durch den sich unter der Schneedecke bildenden Schneeschimmel großen Schaden anrichtet.

Diese Schimmelbildung tritt indessen nur ein, wenn der Schnee auf ungefrorenen Boden fällt und dann eine längere Lagerung durchmacht. Die Pflanzen sind nach Abgang der Schneedecke grau und faul geworden und sind von einem spinnwebenartigen grauen Pilzfadennetz überzogen. Am meisten werden hiervon die üppigen Bestände befallen. Die Bodenbeschaffenheit spielt hierbei keine Rolle, weil die gleiche Erscheinung sowohl auf leichtem Sandboden als auch auf schwerem Lehmboden auftritt.

Daneben kennen wir die Auswinterung des Getreides: ein Frost unter – 15°C, einige Tage anhaltend und auf unbedeckten Boden tötet sicher unsere Weizenschläge, am Roggen stiftet er weniger Schaden. Aber der Rotklee, die Luzerne sind ebenso gefährdet und erliegen meistens diesen tiefen Frostgraden.

So ist der Lebenslauf des Eifelbauern von vielem Missgeschick und manchem „Wenn“ und „Aber“ umgeben, die teils hemmend, teils fördernd seine Arbeit und Mühen begleiten und doch fühlt er sich als Freiherr!



Die Wege, Pfade und Furten

von Clemens Strunck

Als Lastträger der Vorzeit finden wir den Menschen, vornehmlich den Sklaven. Große und weite Wege waren nicht zurückzulegen. Die Transporte beschränkten sich zuerst auf Getreidetransport zur Mühle und Rückführung des Mehls. Später traten die Esel als Lastträger an die Stelle des Menschen und diesem treue Tiere haben Jahrhunderte lang die Säcke zur und von der Mühle geschleppt. Noch um und nach 1800 haben sie im Dienst gestanden und wurden erst verdrängt, als die Wege soweit ausgetreten und auch künstlich verbessert waren, dass ein Fuhrwerktransport möglich war.

Die Esel sind also die Pioniere und ersten Wegweiser, ja Wegebaumeister gewesen. Aber auch nach Einführung der holprigen Karren blieben die Wege in einem für heutige Denkweise höchst schlechten Zustand. Sie führten über Höhen und Täler und machten oft weite Umwege.

Die Römer bauten in unserer Gegend zuerst brauchbare Transportstraßen (Römerstraße zwischen Zingsheim und Harzheim). Dass die Nachfolger dieses Wegesystem weiter ausgebaut hätten, ist nicht anzunehmen, denn wenn wir die Wege betrachten, die sie noch vor hundert Jahren benutzten, so können wir nur staunen und die armen Fuhrmänner, aber noch mehr die armen Zugtiere bedauern.

Da nenne ich zuerst den Weg von Weyer nach Eiserfey, der heute noch den Namen Feyerweg trägt und voll erhalten ist. Ein zweiter Weg führte über Mühlenfeld, über das Köttchen nach Dreimühlen, hier weiter durch den Hohlweg unterhalb Dreimühlen an der Ölmühle vorbei nach Eiserfey.

Der Weg nach Zingsheim ist noch als Zingsheimergasse erhalten. Er überstieg dann den Sandberg und landete schließlich in Zingsheim.

Der Weg nach Urft führte den jetzigen Kreuzweg hoch, über die „Pöhlen“, „Höhnchen“, „Tönneshäuschen“, die „Hof“ und die „Schladt“ herunter zum Hochofen nach Urft. Er ist eine alte Römerstraße und überquert das Urftbachtal mit einer Furt durch den Urftbach bei der Rossaue.

Als Römerstraße ist diese Überquerung noch deutlich zu erkennen, wogegen auf der übrigen Strecke die Römerspuren völlig verwischt sind. Aber als Beweis können wir die römischen Weiler und Höfe anführen, die zur Seitensicherung den Weg flankierten: am Forst, auf dem Hof, auf der sauren Delle, im Wendelsass.

Wenn man weiter nachforschen will, wird man beiderseits dieser Römerstraße weitere Reste ehemaliger Siedlungen finden. Auf dem Hof sind die Karrenspuren noch teilweise erhalten, die die mit Eisenerz beladenen Karren zurückgelegt haben.

Der Weg nach Keldenich zweigte in der Mitte der Hof nach rechts ab und wird heute noch als Feldweg benutzt. Ein zweiter Weg nach Keldenich führte durch den Wald, durch Knaveknotten, die Held, das Tal weiter verfolgend und schließlich in Keldenich landend.

Hinter den Heldterköpfen führt der Weg nach Königsfeld durch eine rechte Seitenschlucht, passiert hier die Trümmer eines frühzeitlichen Kalkofens und landet auf der Höhe des Königsfeldes.

Nach Pesch führte der Weg über Mühlenfeld, zweigte auf der Höhe rechts ab, traf im Tal den Hauserberg, lief an dessen südlichem Rand weiter, überquerte die Römerstraße und so gelangten unsere Vorfahren nach Pesch, wo viel und gutes Eisenerz gegraben wurde. Die Gruben und alten Berglöcher in der Hardt und auf dem Flachsberg legen Zeugnis ab.

Dass an keinem Bach eine Brücke war, versteht sich von selbst, hier war die sogenannte Furt und der Karren humpelte hier durch das nasse Element.

Erst in den Jahren 1864/66 wurde die Landstraße Roggendorf-Tondorf gebaut und damit erst das Feybachtal an den Verkehr angeschlossen. Diese Straße verfolgte nun kurze Strecken die alten Wege und wurde sonst nach eigenen Richtlinien hergestellt.

Wenn wir uns heute diese Kunststraße wegdenken, so können wir uns noch ein gutes Bild machen, wie unsere Groß- und Urgroßväter mit ihren Erzkarren von der Erzgrube zum Bach an die Erzwäscherei und von hier zu den Hochöfen nach Eiserfey, Urft und Blumenthal gefahren sind.

Fuhren die Leute aber mit Holzkohlen nach Solingen, so nahm ein solcher Transport einige Wochen in Anspruch. Etappenweise befanden sich an diesen Wegen Wirtshäuser, die für Pferd und Mann Unterkunft boten. Am besten bekannt ist noch das Haus von Peter Braden vor Gemünd, in welchem regelmäßig bei der Fahrt nach Blumenthal eingekehrt wurde.

Hier kostete der Eimer Tränkwasser 2 Pf, während der „Fuhrmannshaleve“ (ein genormtes Schnapsglas) 5 Pf kostete. Die Pferde kannten diese Haltestellen genau und waren hier ohne Verabreichung von Futter und Tränke nicht weiter zu treiben.

Die Fuhrleute waren auf ihren Fahrten auch öfteren Beraubungen ausgesetzt. Besonders die Fuhrleute, die nach Solingen mit Holzkohlen fuhren und auf dem Rückweg eine beachtliche Menge Geld mitbrachten, sind in der Ville öfters überfallen worden. Diese Geschichten, natürlich auch mit „Fuhrmanns-Latein“ gemischt, wurden noch um 1890/95 bei den abendlichen Gesprächen oft erwähnt.

Als einzige Waffe hatte der Fuhrmann einen „Bremsheuel“, eine etwa 1,50 m lange Stange, an deren Ende ein keilförmiger Holzklotz angebracht war. Dieses Instrument wurde gebraucht, wenn in einem steilen Bergweg zur Erholung des Zugtieres eine Pause eingelegt wurde. Dann wurde der Keil hinter das Karrenrad geschoben und verhinderte ein Rückwärtslaufen der Karre.

Manchmal fuhren auch mehrere Fuhrwerke zusammen, das erhöhte die Sicherheit, brachte aber wieder andere Gefahren mit sich: Wenn die Leute in der Herberge abgestiegen waren und hatten der „Fuhrmannshaleve“ einige über den Durst getrunken, so entwickelte sich manchmal ein Würfelspiel und es soll vorgekommen sein, dass der Fuhrmann ohne Geld nach Hause kam. Der Empfang mag in diesen Fällen nicht allzu freundlich gewesen sein.

In der damaligen Zeit wurden nur Bargeschäfte abgeschlossen und zwar, wie uns die notariellen Akten beweisen, in Gold- oder Silbermünzen. Kredit und Borg kannte man nicht. Der Fuhrmann war auch nicht in der Lage, Ausstand für Zahlungen zu gewähren, denn er war auf seinen täglichen Verdienst zu seinem und seiner Familie Unterhalt angewiesen.

Einen Unterschied gab es unter den Erzfuhrlenten auch noch, der eine fuhr nur für Lohn im Auftrage eines anderen, der andere konnte sich am Bach eine Fuhre Erz, die nach Scheffel bemessen wurde, kaufen, und dann mit Gewinn zuzüglich Fuhrlohn am Hochofen absetzen, wogegen der erstere nur seine Fracht vergütet erhielt.

Die Holzkohlenfuhrwerke nach Solingen brachten auch allerhand Sachen mit, die es in Weyer nicht gab. Die ersten Steinkohlen sind auf diese Weise ins Dorf gekommen, wo sie in der Schmiede Verwendung fanden. Vorher war der Schmied auch nur auf Holzkohlen angewiesen.

Auch für den Pastor brachte der Knecht von Köln allerhand schöne Sachen wie Käse und Bier mit, was an anderer Stelle ausführlich beschrieben ist. Diese Fahrten und das Leben der Fuhrleute des vorigen Jahrhunderts waren nicht ohne große Beschwerden, aber auch nicht ohne Romantik.

Ich kann mir vorstellen, mit welchem stolzen Gefühl ein Fuhrmann sein Pferd in die mit Holzkohlen hochbeladene Karre spannte und den Weg nach Solingen antrat. Besonders im Frühling muss diese Fahrt sehr schön gewesen sein, trotz der schlechten Wege und der humpelnden Karre.

So haben unsere Altvorderen ihre Tage verbracht, in Armut und Not, in Freude und Leid, ihre Lebensweise war sowohl als auch ihre Tätigkeit von unserer heutigen ganz verschieden. Rückschauend kann man nur bewundern, wie die Menschheit in ihrer Kultur und ihren Lebensformen eine Wandlung zum Besseren durchmachte. Denn trotz der verlorenen Kriege möchten wir uns nicht in die „gute alte Zeit“ zurückversetzt sehen.



Die Kalksteinbrüche und die Drahtseilbahn

von Clemens Strunck

Die Gemarkung Weyer wird, von geringen Ausnahmen abgesehen, von Osten nach Westen von mehr oder minder starken Kalksteinschichten durchzogen. Dazwischen liegen in derselben Schichtung die dem Kalk aufliegenden Dolomitgesteine, die als Bruchsteine zum Bau von Häusern und Wirtschaftsgebäuden dienten.

Südlich, in Richtung Zingsheim, finden wir noch Sand und Geröll, geeignet für Betonierungsarbeiten, und im nördlichen Teil, vor allem in Vollem und Eiserfey, sind auch mehrere Fluren mit Hasselboden.

Unsere Kalksteinschichten sind teilweise im Lauf der Jahrhunderte abgebaut und zu Kalk gebrannt worden. Vier größere Kalksteinbrüche finden wir in unserer Gemeinde, die leider heute sämtlich zum Erliegen gekommen sind. Von welchen Völkern unser Kalk zuerst gebrannt wurde, lässt sich nicht mehr feststellen. Auf Hausen im Abraum wurde ein kleiner primitiver Kalkofen gefunden, als der Wilsberg von Vollem Steiger war. Eine Altersbestimmung ist nicht erfolgt und dürfte auch sehr schwierig gewesen sein.



Die Römer haben sich unsere Kalksteinschichten zunutze gemacht, denn ihre Bauweise bedingte viel und guten Kalk. Der älteste Kalkofen der letzten Jahrhunderte war in Eiserfey. Seine Reste stehen noch am Auelweg, an der Stelle, wo vor 150 Jahren noch Eisen geschmolzen wurde.

Nach Stilllegung des Hochofens für Eisenschmelze in den 50er oder 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde der Ofen auf Kalkbrennerei umgestellt und war lange in Betrieb. Er steht direkt auf der Kalksteinschicht, die früher sowohl rechts als auch links der Straße abgebaut wurde, was heute noch klar zu erkennen ist. In Urzeiten hatte der Hauserbach den ersten Einschnitt in diese Kalkschicht gespült.

Die Kalkbrennerei erlebte, wie alle Industrien, Zeiten der Hochkonjunktur, wechselnd mit Zeiten der Flaute; zwischendurch kam die Kalkbrennerei manchmal vollkommen zum Erliegen.

Die letzte Blütezeit erlebten wir in Eiserfey von 1900 bis 1906. Damals hatte der damalige Besitzer Everhard Esser von Eiserfey in Verbindung mit dem ihm gehörigen Sägewerk eine Kalkmühle erbaut und verarbeitete hier den gebrannten Kalk zu Sackkalk. Die schönsten weißesten Stücke wurden ausgesucht und zum Tünchen der Wohnungen und Ställe gebraucht.

Außerdem gab es Düngekalk, der aber nur auf den Hasselböden Verwendung fand, weil auf unseren Kalk- und Dolomitböden eine besondere Kalkdüngung nicht erforderlich ist. Etwa 1907 kam der Kalkofen in Eiserfey zum Erliegen und ist seither nicht mehr in Betrieb genommen worden. Von seinen Anlagen sind heute nur noch kümmerliche Reste erhalten.

Der zweite Kalksteinbruch liegt westlich von Eiserfey und heißt: Tivoli. Dieser Bruch wurde um 1878/79 in Betrieb genommen. Er gehörte und gehört heute noch dem Bleibergwerk in Mechernich. Die hier gebrochenen Kalksteine wurden nicht zu Kalk gebrannt, sondern nach der Bleischmelze in Mechernich gebracht. Sie wurden hier dem Schmelzgemisch beigelegt und bewirkten ein schnelleres Schmelzen und eine bessere, reinere Bleiqualität.

Zu dem Zwecke mussten die Steine zu Kies, in Größe von 4 x 4 cm, zerschlagen werden. Es kam vor, dass auch größere Stücke etwa 4 x 6 cm angeliefert wurden. Dann erfolgte ein Protest des Ingenieurs, der die Bleihütte leitete, und der wurde von dem amtierenden Steiger an die Belegschaft, besonders an die Kieselklopfer, weitergegeben. Dann hieß es jedes Mal: „Do han mer weder en Donnerwöder kreje“ (Da haben wir wieder einmal ein Donnerwetter bekommen).

Darauf wurden die Steine wieder vorschriftsmäßig zerkleinert, bis auch hier der alte Schlendrian wieder einsetzte und das nächste Donnerwetter über die Kieselklopfer entladen wurde. Da der Transport mit der Pferdekarre sich bald als zu teuer herausstellte, erbaute das Bergwerk eine Drahtseilbahn, die den Transport übernahm und sehr rationell durchführte.

Etwas später (1890) wurde auch auf Hausen vom selben Bergwerk ein Kalksteinbruch eröffnet und die Seilbahn nach hier verlängert. Die Kalksteingewinnung ging nach und nach ganz auf Hausen über und 1897 wurde Tivoli als Kalksteinbruch stillgelegt und nur Hausen in Betrieb gehalten.

Im Anfang war der Stein auf Hausen ohne Abraum zu brechen. Die Ursohle lag etwa 10 m unter der heutigen Sohle und der Kies wurde auf einer schiefen Ebene von einer Maschine hochgezogen, um in die Seilbahn gefüllt werden zu können. Beim weiteren Vordringen des Steinbruches und dem Beginn der Abraumnotwendigkeit wurde die Sohle höher gelegt und zwar so, dass die Loren gleich aus dem Bruch waagrecht den „Bau“ erreichten und hier in die sog. Rollen gekippt wurden.

Zuerst war der Abraum niedrig. Es genügte eine Bahn denselben zu beseitigen. Diese Abraumbahn war etwa 8 m auf einer Empore, rechts über der Steinsohle, angebracht. Der Abraum musste immer einen Vorsprung haben und bildete, ausgeräumt, nach oben ein weit auslaufendes Dreieck. Mit weiterem Fortschreiten des Bruches ergab sich die Notwendigkeit, über der schon vorhandenen noch eine zweite Abraumbahn anzulegen; und zum Schluss wurde auch noch eine dritte Bahn angebracht.

Nunmehr war der Scheitel des Berges erreicht und der Abraum wurde planmäßig vorgetrieben. Der Schutt dieser Bahnen liegt im Südhang des Berges und man kann deutlich die drei Stufen des Abraumes erkennen. Auf diese Weise wurde ein großer keilförmiger Freiraum geschaffen, der den Abbau der Kalkschicht erst ermöglichte.

Beim Beginn des Bruches war die Kalkschicht schmal, ca. 8 m breit und nahm bei fortschreitendem Abbau bedeutend an Breite zu. Der Abbau der Schicht geschah in schräger Weise, erst wurde an der Sohle waagrecht eine Einsprengung von 2 m vorgenommen. Dann wurde diese Bank schräg nach oben vorgetrieben, so dass die abgesprengten Stücke selbsttätig auf die Sohle rollten oder rutschten.

Hier wurden die Steine von den Kiesklopfern in Empfang genommen und so behandelt, wie es vorher geschildert ist. Der fertige Kies wurde in Loren geladen und zum Bau gefahren. Die Sprengung vor „Ort“ ergab aber manchmal so grobe Stücke, dass sie mit Hammer und Meißel nicht zu bewältigen waren. Diese Blöcke wurden angebohrt und regelmäßig in der Kaffeepause nachmittags um 3 Uhr gesprengt. Die Hauptsprengung vor „Ort“ erfolgte regelmäßig um 12 Uhr mittags.

Die Hauer machten um 11 Uhr Mittagspause und säuberten dann, während die Klopfer ihre Mittagsrast hielten, das Ort von losen Stücken, die die Sprengung zwar abgebrochen, aber nicht zum Absturz gebracht hatte. Auf diese Weise arbeiteten in dem Bruch ca. 35 Leute aus den Nachbardörfern Dreimühlen, Eiserfey, Weyer, Zingsheim, Vollem und Lorbach.

Der Lohn betrug im Tagelohn für die Hauer 2 Mark, für die Schlepper 1,90 Mark. Die Arbeiten wurden aber meist im Akkordgedinge ausgeführt, wobei die geförderten Kieswagen als Unterlagen dienten. Dabei betrug der Lohn für Hauer 2,30 bis 2,40 Mark, für die Kiesklopfer und Schlepper 2,20 bis 2,30 Mark. Der Lohn im Abraum war 10 bis 20 Pfennig geringer.

Hier wurden die alten Hauer, die im Stein ihre Schuldigkeit getan hatten, beschäftigt und als Schlepper die jüngsten Leute, die erst mit der Steinbrucharbeit vertraut gemacht wurden. Meistens wurde im Akkord gearbeitet und Tagelohn trat nur in Ausnahmefällen ein. Dieses trat automatisch ein, wenn im Juli die Hochöfen stillgelegt wurden, um repariert zu werden und um die Rauchabzugskanäle zu reinigen.

In diesen lag die sog. Auxi, ein grauer, staubiger Rückstand in verschiedener Stärke, nicht selten noch von Rotglut durchsetzt, der mit Schubkarren aus den Kanälen gefahren wurde. Aus diesem Material wurde das Silber gewonnen und aus jeder Schubkarre wurde eine Probe entnommen und zum Laboratorium gebracht.

Dabei wurden regelmäßig die geeigneten Leute aus dem Steinbruch eingesetzt, nur die Alten und Jungen blieben zurück und räumten auf. Aber alle Beteiligten waren froh, wenn die Reinigung der Kanäle beendet war und sie ihre Arbeit in Gottes frischer Luft wieder ausführen konnten. Denn nicht nur waren gesundheitliche Schäden zu befürchten, sondern auch ein übergroßer Kleiderverschleiß war mit der Arbeit in den Kanälen verbunden.

Ein Paar neue Arbeitsschuhe gingen Mann für Mann in den 14 Tagen der Reinigung zu Grunde, der Arbeitsanzug musste auch erneuert werden. Natürlich war der Verdienst entsprechend höher, aber trotzdem waren alle froh, wenn diese Tätigkeit beendet war.

Nun kommen wir zur Seilbahn, an dieser waren 2 Mann auf Hausen, 2 Mann auf Tivoli und 2 Mann auf der Endstation Bleischmelze beschäftigt. Dazu kam der Maschinist an der Hütte und der „Bahnemeister“, dessen Dienst versah um 1900 der Matthias Wilden aus Lorbach.

Pünktlich um 6 Uhr war Matthias auf dem Spannbock am Fernsprecher, vergewisserte sich, dass seine Mannen sämtlich auf dem Posten waren und gab dann mit dem Kommando: „Da welle me Ahlosse!“ (Dann wollen wir die Bahn anlaufen lassen!).

Die Bahn bestand aus mehr oder minder hohen Pfeilern, die in einem Abstand von 30 bis 50 m aufgestellt waren. Sie waren aus U-Eisen angefertigt und hatten am Boden zwei auseinanderstehende Füße, die je nach Bedarf mehr oder weniger tief in den Boden eingelassen waren. Nach oben verengten sich die Zwischenräume, um etwa 1 m vor dem oberen Ende wieder auseinander zu streben. Sie trugen als Abschluss eine Kopfleiste, die an beiden Enden eine Hohlkehle hatte, in welche die Tragseile eingelegt wurden.

Auf der Höhe waren die Pfeiler kurz gehalten, wogegen sie in der Schlucht oder im Tal enorme Höhe erreichten. An dem Bergkopf hinter Vollem musste sogar ein Bergeinschnitt gegraben werden, um diese Höhe zu bewältigen. Hier schleiften die gefüllten Körbe fast über dem Boden.

Um die erforderliche Spannung in den Tragseilen zu gewährleisten, waren auf Hausen, Tivoli und an der Bleihütte schwere Gewichte an die Seile gekuppelt. Auf dem Lorbacher Berg stand der sogenannte Spannbock, an diesem waren die Trageseile so verankert, dass der Zug von der Bleihütte den Zug von Tivoli wettmachte.

Im Gegensatz zu den Tragseilen war das Zugseil, welches aus Stahldraht geflochten, ca. 3 cm dick, eine Schnur ohne Ende. Bei der Bleihütte um die Triebwalze gewunden und auf Hausen um ein breitflanschiges Rad geführt, welches gleitbar auf einem Schlitten montiert war. Zwei Führungsschienen zwangen dem Rad seine Bahn auf und es konnte sich nur einige Meter in seiner Richtung hin und her bewegen.

Dieses Rad war auch mit einem Gewicht behängt, welches die nötige Spannung in das Seil brachte. Die Wagen, in der Regel Körbe genannt, hatten den Aufnahmebehälter an einem Eisengestell hängen. Dieser fasste 10 Zentner Kalksteine. Auf dem Tragseil liefen die Körbe in zwei Flanschrädern, die in beweglicher Achse mit dem Gestell verbunden waren.

Etwa in der Mitte des Traggestells befanden sich zwei Klemmplatten. Diese nahmen das Zugseil auf in eine vorbereitete Rinne und wurden mit einem Hebel, der mit Rückschlagsicherung versehen war, zusammengepresst, hielten das Zugseil fest und der Korb begab sich auf die Reise.

Es kam vor, wenn auch selten, dass sich unterwegs ein Korb löste. Geschah das in einem Hang, so sauste er mit großer Geschwindigkeit ab und stieß hart mit seinem Nachfolger zusammen. Dabei ist es vorgekommen, dass mehrere Pfeiler umgerissen wurden und ein längerer Stillstand und teure Reparaturen erforderlich wurden. Meistens aber fiel der lose Korb beim Anprall zu Boden, ohne größeren Schaden anzurichten.

An den Straßen und Wegeübergängen waren hohe Schutzbrücken angebracht, um die Passanten vor herabfallenden Wagen und Steinen zu schützen. Für solche besonderen Fälle war ein besonderes Klingelzeichen an Fernsprecher festgelegt, wenn dieses ertönte, so hielt der Maschinist die Bahn an und setzte sie erst wieder in Bewegung, wenn das Hindernis beseitigt war.

Zum Beladen der Wagen dienten die Rollen. Es waren trichterförmige Behälter mit mehreren Kubikmetern Fassungsraum. Oben wurde der Kies in die Rollen eingekippt und unten, durch Niederdrücken eines Schiebers, fielen die Steine in den Korb.

Aber nicht nur Kalkstein wurde mit der Seilbahn befördert, sondern auch Lehm. Dieser wurde als Zapfen an den Hochöfen benötigt und auf Tivoli gewonnen. Noch lange nach der Stilllegung von Tivoli blieb die Förderung von Lehm bestehen und wurde nach Bedarf angefordert. Dann gingen zwei Mann von Hausen nach Tivoli und förderten an dem Tage ca. 10 bis 12 Tonnen Lehm.

Die große Lehmgrube am Ortsausgang von Tivoli legt Zeugnis davon ab, dass Tausende Tonnen Lehm hier gegraben und fortgeschafft wurden. In dieser Weise war der Steinbruch auf Hausen in Betrieb bis 1919/20. Dann wurde der Steinbruch auf Hausen stillgelegt, weil ein neues Verfahren bei der Bleischmelze eine so große Masse Kalkstein nicht mehr erforderte.

Bei dem heutigen Verfahren wird bei der Bleischmelze kaum noch Kalk gebraucht. Dann stand die Bahn unbenutzt bis 1933/34 und wurde zuletzt auf Abbruch verkauft und von Christian Classen in Mechernich mit dem Schneidbrenner umgelegt und zerlegt und als Schrott abgefahren.

Die Arbeit in den Steinbrüchen dauerte von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends, mit drei Pausen, eine Mittagspause von 1 Stunde und 2 Kaffeepausen von ¼ Stunde. Die Arbeitszeit betrug also täglich 10 ½ Stunden.

Vor Schichtbeginn versammelten sich die Arbeiter am Häuschen, dem Büdchen des Steigers. Hier wurde regelmäßig zu Beginn der Schicht gebetet und zwar drei Vaterunser. Dann wurden die Namen der Arbeiter verlesen und jeder hatte seine Anwesenheit mit einem lauten „hier!“ zu beweisen. Es soll in Ausnahmefällen vorgekommen sein, dass einer oder mehrere fehlten, weil sie sich verschlafen hatten. Dann wurde mitunter von einem anderen für einen anderen ein „hier“ gerufen. Und wenn der Fehlende sich einfand, ohne vom Steiger gesehen zu werden, so war es gut.

Nach dem Verlesen wurde zur Winterszeit in der Kaffeebude Platz genommen, bis die eingetretene Tageshelle ein Arbeiten erlaubte. Künstliche Beleuchtung war nicht vorhanden und nicht erforderlich.

Außer den genannten Bauten war noch eine Schmiede und Schreinerei vorhanden. In der Schmiede wurden die Gezähe in Stand gehalten, besonders die in dem harten Kalkstein stark beanspruchten Bohrer geschärft. Neue Hammerstiele gab es in der Schreinerei und der Verbrauch an Kieshammerstielen war sehr groß.

In der Schmiede stand auch ein großer Wasserkessel und dem Schmied oblag die Pflicht, diesen Kessel mit frischem Wasser zu füllen und pünktlich zur ersten Kaffeepause musste das Wasser kochen. Dann konnte jeder, der sein Kaffeemehl von Haus mitbrachte, für den Tag den benötigten Kaffee aufbrühen. Aber, o weh, wenn das Wasser nicht kochte. Dann fielen alle mit allen möglichen Scherz- und Schimpfworten über den armen Schmied her und wie es heißt, war am anderen Tag das Wasser rechtzeitig am Kochen.

Auch die Säuberung der Bude war Pflicht des Schmiedes. Aber den Zustand stelle man sich einmal vor, wenn bei nasser Witterung 35 Mann mit schmutzigen Lehm- und Kleiderdeschuhen einen Raum beziehen und sich darin eine halbe oder ganze Stunde aufhalten. In der warmen Jahreszeit soll es sogar Flöhe in der Bude gegeben haben.

Auch ein Nebenraum war noch vorhanden mit einem großen Ofen (Picket genannt). Dieser wurde nur bei Regenwetter geheizt und hier konnte man notdürftig seine Kleider trocknen. Von der

Bergverwaltung wurden auch wasserdichte Joppen geliefert. Diese eigneten sich ob ihrer Steifheit nicht für die Schlepper und schützten nur den bohrenden Hauer vor Ort.

In der Zeit um 1910/11 wurde von dem damaligen Besitzer Everhard Esser an der Straße nach Harzheim linker Hand in einem Kalksteinbruch ein Marmorbruch eröffnet. Es wurden einige Blöcke von beträchtlichem Umfang herausgesprengt und mit Hammer und Meißel im Winkel behauen. Aber der Stein war nicht kompakt. Eine Schleiferei konnte nicht angewendet werden und die Bauarchitekten lehnten die Steine ab.

Außerdem hätte der weite Transport zur Bahn, der mit Pferdefuhrwerk erfolgen musste, diesem Unternehmen den Garaus gemacht. Aber bald erhob sich an dieser Stelle ein neuer moderner Kalkofen. Einige Leute wurden beschäftigt und munter Kalk gebrannt.

Aber auch hier überstieg die Produktion den örtlichen Bedarf bei weitem und der weite und teure Transport zur Bahn würgte auch dieses Unternehmen bald ab. Der hohe Kalkofen stand lange Jahre verwaist und unbenutzt. Der Eigentümer war lange gestorben und seine Söhne hatten anderweitig bessere Existenzen gefunden.

Da erschien eines Tages 1934 ein Mann mit Namen Traber auf der Bildfläche, pachtete den Ofen mit Umgebung und begann einen Umbau des Ofens auf Hochofen für Eisenschmelze. Die Pläne entsprachen nicht den Anforderungen, die heute an einen Hochofen gestellt wurden.

Aber eines Tages rauchte der Hochofen, mit Koks, Eisenerz und Schrott beschickt. Die Maschine, die die auf 700 Grad erhitzte Luft dem Ofen zuführte, lief auf Hochtouren – aber – kein flüssiges Eisen trat zu Tage. Nach wochenlangen Versuchen war das Ergebnis auch dem größten Optimisten klar: – völlige Pleite! Es ist schade, dass ein solches, für die hiesige Gegend so notwendiges Unternehmen an solchem Dilettantismus scheiterte.

Traber hatte vor, eine eigene Eisensteingrube aufzuziehen und zu dem Zwecke einen Schacht gegraben, der auf einem alten Stollen endete. Dann versuchte er, diesen alten Stollen zu öffnen. Aber die schlammige Kleierde verhinderte auch dieses Vorhaben. Aber, was hätte es auch genützt, wenn er an das Eisenerz herankam? Sein ungeeigneter Hochofen hätte die Auswertung doch zunichte gemacht.

In der Zeit seiner Tätigkeit zahlte Traber 5 RM Tagelohn und gern hätten alle Bewohner unserer Heimat ihm mehrere Millionen Kapital gewünscht, denn er war der Mann, einen solchen Betrag rasch unter die Leute zu bringen, wenn seine Kalkulationen auch sämtlich falsch waren.

Der Ofen mit den Nebengebäuden wurde später auf Abbruch verkauft und die Baulustigen erstanden 1.000 gebrauchte Ziegelsteine für 14 bis 18 Mark. Nach Abbruch des Hochofens fand sich in demselben ein Klotz Eisenerz, Schrott und Koksreste, alles zusammengebraten. Dieser Klotz lag noch Jahre lang an Stelle des Hochofens und klagte denjenigen an, der mit untauglichen Mitteln nach den Sternen griff.

Es ist sehr bedauerlich, dass für unsere Gegend diese Unternehmen sämtlich zum Erliegen kamen. Auch das einst so gut florierende Sägewerk ist fast spurlos verschwunden und die Wasserkraft, die es trieb, läuft ungenutzt Tag und Nacht zu Tal.

So mancher Bauernsohn, dessen Arbeitskraft zu Haus überflüssig wurde, konnte hier lohnende Beschäftigung finden. Er war nicht gewerkschaftlich organisiert, streikte nicht und war ein zufriedener, bescheidener Arbeiter. Dieser Tatbestand kam auch dem Unternehmer zugute, aber die weite Entfernung zur Bahn, die bei allem einen teuren Transport bewirkte, hat die Unternehmen nacheinander zum Erliegen gebracht.

Der Kartstein (Kakushöhle)

von Clemens Strunck

Geht man von Eiserfey am ehemaligen Hochofen vorbei den Auelweg nach Dreimühlen, so hat man zur Rechten den Kartsteinfelsen, vor sich die vor Dreimühlen steil ansteigende Wand der Tuffsteine und zur linken Seite steil aufragende Bergrücken, die nur von der Eselsdelle unterbrochen werden. Saftige Wiesen und Weiden, fruchtbare Gärten und reich tragende Obstbäume begleiten unseren Weg. Unser Blick wird schließlich eingefangen vom Hauserbach, der unseren Talkessel der Länge nach durchfließt.

In einer Entfernung von etwa 80 m fällt der stets wasserreiche Bach etwa 50 m zu Tal schäumend über die Felsblöcke seines Bettes, als sei er erbost über den Unverstand der Menschen, die es noch nicht verstanden, seine alte und doch so junge Kraft einzuspannen in ihre Dienste. Alt ist die Kraft, weil die Römer sie schon benutzten und durch einen Seitenkanal der Wasserleitung nach Köln zuführten und dass diese Wasserkraft jung ist, kann jeder Wanderer an ihrem Aufsprühen, Schäumen und Brausen feststellen.



In solch romantischer Gesellschaft finden wir also unseren Kartstein. Das Gestein des Kartsteinfelsens unterscheidet sich wesentlich von den Urgesteinen der hiesigen Gegend. Es enthält ca. 60 % Kalksubstanz und hat in seinem Inneren schöne Einschlüsse wie Blätter, verkalkte Baumstümpfe u.a.m. Diese Einschlüsse wurden gefunden, als während des 2. Weltkrieges ein Teil des Felsens abgebaut wurde. Diesem Frevel unterlag der östliche Teil des Felsens, östlich der Hauptstraße nach Weyer.

Die Steinindustrie nennt das Gestein des Kartsteins: „Travertin“. Der Block, welcher bearbeitet wurde, war ca. 10 m breit und hoch. Beiderseits wurden die Sägeböcke angesetzt, die das Sägeseil führten. Nachdem ein Einschnitt vorhanden war, wurde Wasser und scharfer Sand in den Sägeschnitt geführt, wodurch eine Beschleunigung des Vorganges erzielt wurde. Jedes Mal wurde

eine Scheibe von 1,20 m abgesägt. Es bedurfte einer ganzen Wochen. Bei Tag und Nacht mussten die Seile laufen, eine Scheibe bis zum Grunde abgelöst war.

Dann wurden am Grunde einige Sprengschüsse angebracht und abgeschossen, worauf die nun lose Wand abstürzte. Sie wurde dann mit Luftbohrer und Sprengkeile in die Stücke zerlegt, die gewünscht wurden und mit Traktor nach Mechernich zur Bahn gefahren. Von hier gingen sie ihrer Bestimmung entgegen und zwar nach Nürnberg an das Parteitagsgelände, wo sie als Bausteine Verwendung fanden.

Manche waren der Meinung, dass die neuen Heiligen des Tausendjährigen III. Reiches aus den Steinen gemeißelt würden. Hier überlasse ich dem lieben Leser, sich seine eigenen Gedanken zu machen. Auf der Arbeitsstelle liegen noch eine große Anzahl der abgesprengten, zum Transport bereit liegenden Felsstücke. So lagen sie, als das große „Halt!“ erschallte. Die Stelle sah wüst aus, aber die allgütige Natur wird auch diese Spuren, wenn auch nicht bald, verwischen, so doch mit Strauch und Baum überwachsen und sie dadurch wieder in das Urbild des Kartsteinfelsens einschließen.

Die Sägeböcke liegen umgestürzt noch da und die Ladekräne stehen noch, als warteten sie darauf, wieder in Betrieb genommen zu werden. Aber die Holzteile werden morsch. Und bald werden auch diese Schandflecken von der Natur beseitigt werden.

Nun begeben wir uns in das eigentliche Gebiet des Kartsteins, vorüber am Waldschlösschen oder der Waldschenke. Hier kann der müder Wanderer Erholung und Erfrischung finden. Hinter der Schenke zur Linken stehen mächtige Buchen, die den Felsen bedeutend überragen. Im Sommer geben sie den so ersehnten Schatten und laden zur Rast ein.

Zur Höhle führt seit den letzten Kriegstagen ein Fahrweg. Dieser wurde geschaffen, um Dreh- und Fräsbänke sowie Bohr- und Schleifmaschinen (Anm.: Maschinen der Firma P. Girards in Vussem, die für die Waffenproduktion arbeitete) in der Höhle bombensicher unterzustellen (Anm.: nicht nur unterzustellen, sondern dort auch im Vollbetrieb zu arbeiten, bis zur Bombardierung am 5. Januar 1945).

Dabei wurde der mächtige, romantische Felsblock, der im Wege war, gesprengt und in den Abhang geworfen. Auch in der Höhle wurde ausgeräumt und der Boden eingeebnet. Hier muss ich dem damaligen Kreisbaumeister Burisch ein Lob spenden, der Einspruch gegen diese Kulturschande erhob. Aber sein Rat wurde nicht befolgt. Die Drehbänke waren den maßgebenden Stellen heiliger als die alte Vorzeitkultur des Kartsteins.

Nun betreten wir die große Höhle, in der Literatur auch große Kirche benannt. Sie hat noch einen niedrigen Ausgang nach Osten und führt nach Übersteigung der Felsen nach Westen weiter. In dieser Höhle hat Radermacher 1911 und 1913 seine Ausgrabungen gemacht und den Höhlenboden etwa 4 m tief umgebrochen (s. Radermacher: Der Kartstein. In: Prähistorische Zeitschrift. III. Band. 1911). Die Funde von Radermacher befinden sich im Museum Köln, Bayenturm.

Nun besteigen wir die erste Empore und stehen vor der dunklen Kammer. Diese kann man nur mit Licht betreten. Der Eingang ist sehr niedrig, man kann nur gebückt eintreten. Innen wird die Höhle aber hoch und geräumig. An der Ostwand ist ein sonderbares Sintersteingebilde. Dieses hat als „Steinerne Jungfrau“ Berühmtheit erlangt.

Aus einer Felsspalte tritt Sickerwasser hervor und verbreitet sich über dieses Gebilde, lässt seinen Sinter zurück und verdunstet. Nur wenn der Zufluss infolge anhaltender Regenfälle stark zunimmt, läuft das Wasser zur Bodenfläche ab. Durch Jahrhunderte lange Einwirkung ist dieses

Gebilde entstanden. Man benötigt nicht viel Phantasie, um sich in dem Gebilde eine sitzende Jungfrau vorzustellen.

Nun zünden wir einige mitgebrachte alte Zeitungen an und beleuchten die Höhle. Wir erkennen jetzt, dass der Eingang klein und niedrig ist und von innen und außen leicht mit den umherliegenden Steinbrocken verschlossen werden kann. Hier haben die Höhlenbärenjägerhorden ihre Wohnung aufgeschlagen und beim Feuer ihre Bären zerlegt und verzehrt.



Ihre zurückgelassenen Werkzeuge wie Feuersteinmesser, Feuerstellen und Knochen stecken von der Oberfläche teilweise mehrere Meter tief im Untergrunde. Was beweist, dass ihre Tätigkeit, wenn auch mit Unterbrechung, mehrere tausend Jahre gedauert haben muss. Nach verschlossenem Eingang waren sie hier sicher und konnten, vor jeder Überraschung sicher, ihre Bärenschinken braten und verzehren, und dann auch der Ruhe und dem Schläfe sich hingeben.

Nun verlassen wir die dunkle Kammer wieder und betreten die Felsstücke am Nordwestausgang. Hier verweilen wir kurz und stellen fest, dass diese Felsen von der Höhlendecke gestürzt sind. Ihre Form lässt deutlich erkennen, wo sie einstmals gesessen haben. Ob unter diesen eingefallenen Felsen eine Horde, vom Einsturz überrascht, noch um ihr Feuer lag, müsste eine bergmännische Ausgrabung feststellen.

Dann kommen wir nach einigen Schritten am unteren Felsen entlang zum kalten Loch, der Ausgrabungsstelle von 1939. Hier war von Radermacher im Obergrund ein Versuchsgraben angelegt worden. Dieser wurde nun etwas vertieft, bis die Forscher zu der Überzeugung kamen, dass eine gründliche Grabung von Erfolg gekrönt sein würde. Dann wurde die von den Vorzeitbewohnern aufgetürmte Mauer am Ostrand der Höhle entfernt und der Höhlenboden gesucht.

Nun stand ein ca. 4 m hohes Profil vor, und dieses wurde 1 m breit von oben nach unten schichtweise abgebaut und der Boden auf seinen Unhalt untersucht. Man fand Werkzeuge der

Vor- und Frühzeit, Knochen und Schädeldeckenstücke, Höhlenbärenreißzähne in großer Zahl und Überbleibsel von verschiedenen Hirscharten, Rehen, Rentier, Schneehase, Schneemausskelette u.a.m.

Bei einem Abbau eines ca. 30 cm dicken Stückes von 2 m² Größe fanden die Forscher 32 ausgewachsene Höhlenbärenreißzähne. Die Knochenfunde deuten ob ihrer Spärlichkeit darauf hin, dass diese Zähne gesammelt wurden. Ob sie kultischen Zwecken dienten? Auf diese Weise fand man etwa 7 Kulturstufen, die anhand der Funde getrennt werden konnten und deren Alter ebenso bestimmt wurde.

Als der Höhlenboden erreicht war, fand sich dort, direkt auf dem Fels eine Feuerstelle, die noch recht viele Holzkohlen enthielt. Nicht weit davon fanden sich drei Acheulkeile, die mehr oder minder bearbeitet waren. Das Profil wurde mehrmals photographisch aufgenommen. Die besten Aufnahmen machte der Pfarrer Forsbach, als er eines nachmittags einen ganzen Film verschoss.

In diesen Bildern konnte man die einzelnen Kulturstufen erkennen und unterscheiden. Sie wiesen auch im Grunde eine etwas voneinander abweichende Färbung auf. Die Funde wurden sämtlich dem Landesmuseum zugeführt und sind durch die Bomben des letzten Krieges teilweise verloren gegangen.

Etwas sonderbares zeigte sich an dieser Stelle: Die oberste Schicht enthielt eine Menge Feuerstellen, aber nur Reste aus der Römerzeit. Die Schicht war ca. 80 cm dick und enthielt viele dicke Felsbrocken. Hieraus schlossen die Forscher, dass zur Zeit der Römer eine starke Erschütterung des Felsens erfolgt sei, bei welcher diese Teile von der Decke und den Wänden abstürzten. Zwischen diesen Felsstücken lagen die Feuerstellen mit den Überbleibseln aus der Römerzeit.

Nach Beendigung der Ausgrabungen wurde das Profil mit einem Schuttkegel versetzt, um einer späteren Zeit Gelegenheit zu geben, mit eventuell besseren Forschungsmethoden das Ergebnis der Ausgrabung von 1939 nachzuprüfen und zu erweitern. Über diesen Schuttkegel haben die Besucher des Kartsteins einen Fußweg getrieben.

Vor der Ausgrabung war die von den Jägerhoden aufgerichtete Mauer steil und 4 m hoch. Ein Betreten der Höhle über die Mauer hätte schon alpine Klettermethoden erfordert. Damals war der Zugang nur von der Felsoberfläche möglich und zwar klein und eng. Dieser Zugang konnte gleichfalls von innen leicht und schnell mit Felsstücken verschlossen werden. Dieses kalte Loch war also auch ein idealer, sicherer Aufenthaltsort für die Horden der Vorzeit.

Neben dem kalten Loch befindet sich ein schmaler Felsdurchbruch. Dieser trägt einen besonderen Namen und führt vom unteren Felsrande zur Oberfläche des Felsens. Dieser liegt waagerecht und wo Einbuchtungen sind, stammen diese von Einbrüchen oder Zerstörungen, die die Natur selbst an ihrem Gebilde vorgenommen hat.

Die Fläche hat eine Länge und Breite von knapp 100 m. Sie verläuft unauffällig in den Höhenzug, auf welchem die Kirche von Weyer steht. Hier war also ein ungeschützter Zugang zur Felsoberfläche und von hier zu allen Höhlen. Dieser ungesicherte Zugang ist mit einem halbmondförmigen, etwa 2 m hohen Wall abgeriegelt.

Dieser führt von einer Steilstelle des Felsen im Osten ebenfalls zu einer steilen Stelle im Westen und kann zu Verteidigungszwecken angelegt worden sein. Über seine Errichtung wissen wir weder Zeit noch Ursache. Eine Nachgrabung würde eventuell Aufschluss bringen, wenn irgendwelche Funde gemacht würden, die einen Schluss zuließen oder allein Aufschluss gäben.

Über die Entstehung des Felsens lässt sich nur eine These aufstellen. Wir wollen versuchen, uns von seiner Entstehung auf Grund seiner Einschlüsse ein Bild zu machen: In vorgeschichtlicher Zeit hat eine große Überschwemmung eine mächtige Masse Geröll an der Stelle, wo wir heute den Felsen sehen, hinterlassen.

In vielen Jahrtausenden wurde dieses Geröll von ruhigerem, stark kalkhaltigem Wasser durchsickert. Der Kalksinter setzte sich in die Zwischenräume und verband die losen Steine zu einem festen Block, der gegen das übrige, gewachsene Gebirge starke Abweichungen aufweist.

Aber nicht alle Teile wurden in dieser Weise zu einer festen Masse verkittet. Es blieben erhebliche Teile von dieser Verbindung verschont, die später auftretendes, lebhafteres Wasser auswaschen konnte. Auf diese Weise stellen wir uns die Bildung der backofenartigen Nischen und Höhlen vor.

Als Beweis für diese Darstellung finden wir an der letzten Sägewand eine kleine Höhle am Ostrand. In dieser liegt loses Geröll und kann mit den Händen herausgescharrt werden. Auch außer dieser kleinen Höhle hatte die Wand mehrere Stellen, die keine kompakte Verbindung aufwiesen. Dadurch zerbrach die Wand beim Absturz in mehrere Teile.

Nun finden wir noch die mannigfaltigsten Einschlüsse wie Blätter, Baumstümpfe, ganz verkalkte Äste u.a.m. Diese Zeugen eines katastrophalen Vorganges in der Vorzeit kamen bei den Sägearbeiten klar zu Tage und der Sägemeister hatte eine ganze Menge beachtenswerter Stücke gesammelt.

Ein Stück hiervon befindet sich in der Schulklasse bei Frl. Arens und dient hier dem Naturkundeunterricht. Am unteren Ende der Sägewand, an der linken Seite, sehen wir einen großen Kalkstein, der verschiedene Risse und Sprünge aufweist. Diese sind mit Kalksinter ausgefüllt und verbinden die ehemals losen Stücke so fest, dass sie ohne weiteres zu Marmorersatz geschliffen werden könnten.

Der Scheitel des angesägten Felsens hat die gleiche Höhe wie die große Oberfläche des Kartsteinfelsens, obwohl er 20 m von dem Felsen entfernt ist. Durch diese Öffnung führt die Straße Roggendorf-Tondorf. Und wir sind der Meinung, dass der Felsen an dieser Stelle in der Vorzeit geschlossen war und diese Einbuchtung durch das Wasser des Weyerer Baches ausgespült wurde.

Aber wie viel Jahrhunderte haben hier gearbeitet, ehe der Durchbruch in der heutigen Form zu Stande kam?

Nun wenden wir uns der Umgebung des Felsens zu und zwar der Stelle, die steil etwa 30 m hoch nach dem schönen Talkessel abfällt. Hier finden wir, auf eine große Fläche verteilt, im Halbrund viele mächtige Felsbrocken, die ehemals vom Kartsteinfelsen abgebrochen und in den Abhang gerollt sind.

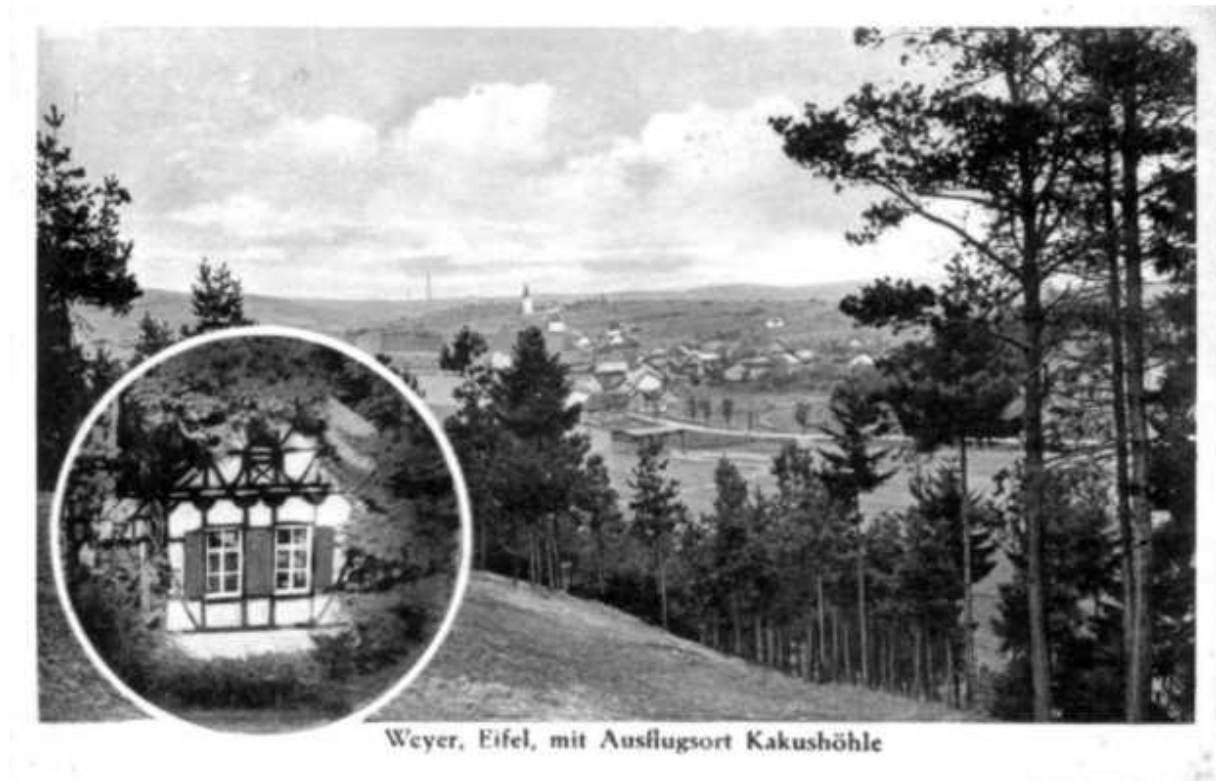
Man muss sich vorstellen, welche gigantischen Naturkräfte hier gehaust haben! Diese Stücke sind größtenteils mit Efeu bewachsen und bieten einen unvergleichlich schönen und wilden Urzustand dar.

Vor der Abtrennung dieser Stücke hat der Felsen eine weit größere Fläche bedeckt und auch mehr und größere Höhlen hatten sein Gefüge so gelockert, dass es den Erschütterungen der Vorzeit nicht standhalten konnte.

Verschiedene Gehölze wachsen um diese Felsblöcke, die Haselnuss, Esche, Kiefer oder Bergföhre, Buchen u.a.m. Da das ganze Gebiet unter Naturschutz steht, dürfen keine Bäume und

Sträucher entfernt werden. Und doch findet sich hin und wieder ein Frevler, der einen passenden Stamm mitgehen lässt.

Die Singvögel finden hier Wohnung und Nahrung und im Mai kann man hier Abend für Abend die Nachtigall belauschen.



Der Name Kartstein wird auf eine uralte Sage zurückgeführt. In grauer Vorzeit waren in der Umgebung drei Männer, die statt Ostern zur Kirche zu gehen, sich verabredet hatten, im Kartstein ein Kartenspiel zu halten.

Sie gingen also am Ostermorgen zur großen Höhle, „Große Kirche“ genannt, und wälzten sich einige Steinblöcke zum Gebrauch als Tisch und Stühle zurecht. Nachdem sie einen kräftigen Schlick aus der Schnapsflasche genommen hatten, begannen sie mit dem Kartenspiel, das mit mehr oder weniger Glück hin und her wogte, mal gewann der eine, dann der andere und die Flasche wurde wiederholt dazwischengeschaltet.

Da betritt ein Fremder die Höhle, wundert sich über das schöne Kartenspiel und bittet zuletzt, mitspielen zu dürfen. Nachdem er einen Willkommenstrunk aus der Flasche erhalten hatte, wurde nun das Spiel zu Vieren munter fortgesetzt, mit derben Späßen gewürzt und Schnaps getrunken.

Da ergab sich, dass der Fremde fast immer verlor. Das Kleingeld war ihm ausgegangen und er musste mit Goldstücken seine Kartenschuld begleichen. Die Goldhaufen bei unseren Spielern häuften sich und die habgierigen Augen freuten sich an dem schönen Gewinn.

Da fällt einem der einheimischen Spieler ein Kartenblatt zu Boden und er bückt sich, es aufzuheben. Dabei sieht er, dass der Fremde Pferdefüße hat. Kreidebleich erhebt er sich und macht ein Kreuzzeichen (Anm.:und rief: „Hilf Gott! Der Teufel ist unter uns!“). Darauf ist der Fremde verschwunden und alles Gold mit ihm. (Anm.: der Abdruck eines Pferdefußes ist noch heute an der Seitenwand zu sehen).

Die Höhle ist von einem unerträglichen Schwefeldampf erfüllt. Jetzt gehen unsere Kartenbrüder reumütig heim und verrichten fürderhin treu ihre religiöse Pflicht. Von nun ab hieß der Felsen „Kartstein“!

Der Felsen mit seiner Umgebung wird auch „Kakushöhle“ genannt. Dieser Name scheint von einem römischen Schriftsteller – Virgil – abgeleitet. Dieser hatte die Herkules-Kakus-Sage in einer Ballade verewigt und auf eine Höhle in Italien bezogen.

Ob mit dem Bekanntwerden dieser Ballade der Name Kakushöhle erst aufkam oder aus anderen Gründen schon früher bestand, lässt sich einwandfrei nicht mehr feststellen. Einen großen Auftrieb erhielt dieser Name durch einen Philologen, der in den 70er/80er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Weyer wirkte und, wie mir seine Schüler zuverlässig berichteten, seinen Naturkundeunterricht stets mit der Frage begann:

„Was sind die beiden markantesten Punkte der Gemarkung Weyer?“ Hierauf hatte die Antwort stets gleichbleibend zu lauten: „Die Kakushöhle und die Drahtseilbahn.“ Dadurch bürgerte sich der Name ein und ist heute nicht mehr wegzudenken. Der Name Kakushöhle ist neuerdings auch in die amtlichen Karten übernommen worden.

Die Bevölkerung ist bei ihrem Kartstein (Korstehn) geblieben, und heute hört man den Einheimischen nur von der Kakushöhle reden, wenn er sich mit einem Fremden über den Kartstein unterhält oder Erklärungen abgeben muss.

Die Urzeitforscher, die die Ausgrabungen veranstalteten, lehnen den Namen Kakushöhle ganz und energisch ab (vgl. hierzu Radermacher: Prähistorische Zeitschrift. III. Band. 1911, 3./4. Heft; außerdem F. Lothar Zotz: Sonderdruck aus Bonner Jahrbuch 146, S. 1041). Eine weitere Auslassung zu dieser umstrittenen Namensgebung finden wir in Nr. 184 des Euskirchener Volksblatts von Samstag, dem 8. August 1942.

Ein kurzer Abschnitt aus der letztgenannten Quelle sei hier angeführt: „Wie dem auch sei, ob alte Kultstätte oder nicht, die neueste Forschung hat den Kartstein als ältesten Wohnsitz von ersten Menschen unserer Heimat bestätigt; und wir wollen die Ergebnisse dieser gründlichen und mühsamen Forschungen dadurch ehren, dass die bisherige Kakushöhle nun für uns des Kartsteins große Kirche und ihre kleinere Nachbarin die Dunkle Kammer dieser großen Kirche ist.“

Die Sprachforscher dagegen lehnen den Standpunkt der Vorzeitforscher ab. Sie führen ins Feld, dass der Name Kakus von Hus (Haus) herkomme. Und weil die ersten Menschen in der Höhle wohnten und hier ihre sämtlichen Handlungen abwickelten, mithin die Höhle ihr Haus war, erscheint diese Einwendung nicht unbegründet.

Wir Gegenwärtige wollen uns in den Streit der Meinungen nicht einmischen. Wir freuen uns, dass wir in unserer unmittelbaren Nähe die älteste, von der Wissenschaft einwandfrei festgestellte Wohn- und Kultstätte vor uns haben und wollen diese als solche ansehen und mit Ehrfurcht vor der Vergangenheit betrachten und betreten.

Am Schluss der Ausführungen über den Kartstein füge ich noch die Sage von Herkules und Kakos bei. Herkules hat nach dieser Sage am Herkelstein bei Weiler am Berge gewohnt. Er war den Leuten wohlgesinnt und half ihnen bei der Arbeit. Kakos wohnte in der Kakushöhle, war böse, bedrückte die Menschen der Umgegend und nahm ihnen alles fort, was immer er gebrauchen konnte.

Die Leute klagten schließlich bei Herkules und baten ihn, ihnen gegen Kakos beizustehen. Darauf erschien Herkules und forderte Kakos zum Zweikampf heraus. Kakos ging nicht darauf ein und blieb unsichtbar in seiner Höhle.

Darauf bewarf Herkules die Höhle mit den dicken Felsbrocken, die heute den Felsen umgeben. Schließlich stürzte die Höhle an der Nordstelle, von einem schweren Stein getroffen, teilweise ein. Kakos trat hervor und begann einen Kampf auf Leben und Tod.

Die Erde bebte, die Berge wurden erschüttert, als diese beiden urgewaltigen Riesen den Kampf führten. Schließlich gelang es dem Herkules, seinen Gegner entscheidend zu treffen und zu töten.

Darauf wurde Herkules von den dankbaren Umwohnern nach seinem Heimatort Herkelstein bei Weiler am Berge geleitet, aber hier verschied Held Herkules an den erhaltenen Wunden und wurde viel betrauert. Damit waren die Riesen in unserer Heimat ausgestorben.

Bis zum ersten Weltkriege wurden die Sängers- und Kriegerfeste meistens in der romantischen Kakushöhle gefeiert. Hier, unter dem Schatten der Buchen, die mit ihrem Wurzelwerk zwischen den Felsen hindurchziehen, ertönten die Lieder der Männergesangsvereine.

Hier wurden von den Rednern der Kriegervereine die aufmunternden vaterländischen Reden gehalten. Ein großer Fremdenstrom gab dem Fest den nötigen Rahmen und unsere Väter zogen wieder frohgemut nach Hause zu ihrer schweren Arbeit, mit welcher sie zäh und fleißig dem kargen Boden abrangen, was zum Unterhalt nötig war. Und in diesem Sinne wollen auch wir weiterschreiten auf der Bahn unserer Vorfahren, bis wir, mit ihnen vereinigt, der einstigen Auferstehung entgegenharren.

Die Ausgrabungen und Bodenfunde

von Johann Leugering

Neues Licht kommt 1938. Die Sakristei wurde unter Pfarrer Forsbach neu gebaut und vergrößert, und eine neue Kirchenheizung für die Kirche angelegt, wofür die Gemeinde 8.000 RM aufbringt.

Nun wurde an historischer Stätte gegraben. Die Zeit der Ausführung war für Pfarrer und Gemeinde eine Zeit reicher geschichtlicher Ausbeute und Erinnerungen.

Bei den Ausschachtungsarbeiten des Kellers fand man fünf Frankengräber, welche die Fachleute des Landesmuseums Bonn ins 5. und 6. Jahrhundert bestimmten.

Es wurden gefunden Skelette in großer Zahl, ein Zeichen dafür, dass sich seit wenigstens 1500 Jahren an dieser Stelle ein Friedhof befand, Tonscherben, Glasscherben, Gewandreste, Lederzeug. Alle diese Funde wurden ins Landesmuseum nach Bonn weitergegeben.

Vor allem wurde durch diese Grabung die alte Vermutung bewiesen, dass unsere Kirche auf den Fundamenten eines römischen Tempels steht. – An der Kanzel fand man beim Ausschachten eines Heizungskanals römisches Mauerwerk, das sich rechtwinklig von einer römischen Säule aus nach Süden und Westen öffnete.

Da die Mittel fehlten, den ganzen Fußboden freizulegen, konnten nur die Maueransätze beobachtet werden. Somit erhärtet sich die alte Vermutung und wir können mit Sicherheit beweisen, dass sich einst an der Stelle unserer Kirche ein römisches Heiligtum befunden hat (Pfarrer Forsbach, Chronik).

Wie wenig wissen wir vom geschichtlichen Geschehen an diesem heiligen Ort! Aber gesichert ist ein wichtiges Zentrum, von dem man ausgehen kann.

Soweit wir wissen, ist Kartstein und Kakushöhle die älteste Kult- und Wohnstätte der Menschen im weiten Gebiete der Eifel. Schon früher von Radermacher ausgegraben, begann 1939 eine neue Grabungsperiode: „Eine außerordentliche Zeit“ begann für die Gemeinde in geschichtlicher Hinsicht durch den Beginn einer Grabungsperiode in der Kakushöhle.

Die bedeutendsten Fachgelehrten auf dem Gebiete der Ur-, Vor- und Frühgeschichte fanden sich ein, wie Prof. Dr. Lothar Zotz aus Prag, Prof. Dr. Robert Lais aus Freiburg im Breisgau, Prof. Dr. Brodar aus Ljubeljana (Laibach).

Mit diesen arbeitete ein Stab von Mitarbeitern, Vermessungsrat, Präparatoren, Photographen und Arbeitern. Die Arbeit galt besonders der oberen Höhle (dem kalten Loch), in welche man einen 2 m tiefen Graben legte, um die Erdschichten untersuchen zu können.

Nach der Feststellung, dass mit einem guten Ergebnis gebuddelt werden konnte, stellte man die Arbeit an dem Graben ein und griff die Höhle direkt von außen an.

Dabei wurden zuerst die Steine entfernt, die die Höhle nach außen abriegelten. Hierauf untersuchten die Forscher den Höhlenboden und hatten nun ein etwa 4 m hohes Profil vor sich.

Dieses Profil wurde nun senkrecht von oben nach unten abgebaut, wobei mehrere zeitlich sehr verschiedene Kulturschichten gefunden wurden. Die Abgrenzung der verschiedenen Schichten durch die Forscher geschah an Hand der auftauchenden Funde.

Es wurden gefunden: Acheulkeile, Knochen, Reißzähne der Höhlenbären, Feuersteinwerkzeuge, zu Werkzeugen umgearbeitete Geweihe von Rentier, Hirschen verschiedener Arten, Rehen u.a.m.

Mehrere Feuerstellen zeigten an, dass die Höhlenbewohner das Feuer schon kannten und ihre Mahlzeiten nicht mehr roh verzehrten.

Unmittelbar über dem Höhlenboden in 2 m² Fläche und 30 cm Tiefe fanden sich neben vielen Feuersteinwerkzeugen 32 ausgewachsene Höhlenbärenreißzähne.

Etwas höher wurde ein Knochen einer Schädeldecke gefunden, der noch deutlich den Augenwulst zeigte. Welchem Individuum dieser Knochen zuzuteilen war, wurde nicht entschieden, derselbe vielmehr zur weiteren Untersuchung weitergegeben.

Der Beweis war erbracht, dass Höhlenbärenjäger vor vielen Tausenden von Jahren hier gewohnt und gejagt haben.

In einer Nebennische fanden sich eine große Zahl menschlicher Zähne, die teilweise eine gute Haltbarkeit zeigten, andere waren angegriffen und in mehrere Teile zerfallen (Pfarrer Forsbach, Chronik).



Der Bleiberg von Mechernich

von Johann Leugering

Schrifttum:

1. Der Bleibergbau von Mechernich in der Voreifel von Dr. F. Imle. Jena 1909. Verlag Gustav Fischer.
2. L. Schmitz und H. Zander: Die Bleibergwerke bei Mechernich und Commern. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen beschrieben. Selbstverlag der Verfasser. Druck von Gbr. Blumenthal in Zülpich.
3. Hupertz: Der Bergbau und Hüttenbetrieb des MechernicherBergwerks-Aktien-Vereins. Köln 1886. Bachem.
4. Bauer: Das Vorkommen von Bleierzen und deren Gewinnung am Bleiberge bei Commern. Eschweiler, Pumpe 1859.
5. Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen im Preußischen Staate 1866, 1862.

Seite 3: „Der größte Reichtum findet sich im südöstlichen Teile des Bleibeckens, einer von Kall nach Düren laufenden Talmulde. Dieser Bergbau hat sich wegen seiner Eigenart mehr als anderswo rein empirisch entwickelt.“

Seite 4: „Das Bleierz, mit Silber verbunden, tritt am mächtigsten in der unteren weißen Sandschicht auf, das Knottenlager ca. 30 m mächtig, Knotten erbsengroße Körner.“

Seite 6: Geschichte: „Alle halten es für wahrscheinlich, dass schon die Kelten hier Blei gewannen. Außer Zweifel die Römer: man findet kunstvoll ausgehauene Strecken 1 m breit, 1,5–1,7 m hoch. In diesen Strecken sowie bei Ausgrabungen alter Halden wurden auch römische Vasen, Trinkgefäße, Münzen usw. gefunden. Sogar eine römische Erzaufbereitungsanstalt am Kallmuther-Berg, wo die römische Wasserleitung stellenweise noch durch ältere Halden führt (also vor Trajan), nur Tagebau, wie noch durchs ganze Mittelalter. Zentrum wohl Tanzberg bei Keldenich. Bei Schließbemaar gereinigt, in diesen Halden der Römerkanal.“

Seite 8: „Im Mittelalter durch den freien Eigenlöhnerbetrieb, der erst im 19. Jh. großkapitalistisch vertrieben wurde. Zur Baronie Kommern gehörten: Kommern, Strempt, Gehn, Weingarten?, Katzfey und Roggendorf (Mirbachs Beiträge zur Geschichte des Herzogtums Jülich: Im Jahre 1240 waren die einst Hengebachschen Lehen an einen Grafen von Jülich gekommen; zu ihnen gehörte unter anderem der Wildbann zwischen Maas und Rhein, über und unter der Erden).“ Die Bergleute hatten das Holzrecht im Kermeterwald, S. 11. dafür Schanzen. – Ende des 16. Jh. beginnt der Knottenflöz, S. 11. Anfang im Walde S. 12. Ganz unreguliert. „Die Leute gingen am Morgen zur Grube und kamen am Abend einfach nicht wieder. Wo sie blieben, konnte niemand wissen – irgendwo verschüttet.“ S. 13. 1577/78 erste Bergordnungen. 1629 Joh. Meinertshagen, Großkaufmann aus Köln.

Seite 35: „Neue Zeit seit 1794. Das Absatzgebiet erweiterte sich unter französischem Regime und Zollsystem bedeutend. Bis zum 19. Jh. wurden die Erze nur in fränkischen, schwäbischen und einigen oberrheinischen Provinzen verkauft; das Produkt in Belgien und Holland, wo die Glasur-Erze verwendende Töpferei blühte, abzusetzen, war bisher nicht geglückt. Nun schnellte die Konjunktur geradezu empor. Der Bleiberg wurde in wenigen Jahren das „ausbeutungsreichste Bleibergwerk des französischen Reiches“, obwohl die bedeutenden belgischen Gruben zum damaligen Frankreich gehörten.

Vor 1794 betrug die Arbeiterzahl kaum 400, Anfang des 19. Jh. stieg sie bereits auf 1.000, 1807 zählte die Belegschaft 1.500 und 1812 schon 2.000 Mann. Vor 1800 betrug der Preis für bestes Glasurerz 1,33 Thaler, bis 1811 war er auf 4,5 Thaler gestiegen und nach 1813 sank er rapide.“

Die Wasch- und Pochhalden wurden mit großen Gewinn nochmals verwaschen. Die Sandwäsche wurde eine Erwerbsangelegenheit für die ganze, nicht bergbaulich beschäftigte Bevölkerung: sicher gab sie allen jenen Frauen und Kindern Broterwerb, die nicht von der Landwirtschaft absorbiert wurden. Viele Fremde kamen, in wenigen Jahren gab sie gegen 800 Menschen Brot: eine Verallgemeinerung des Wohlstandes trat ein. Mit Leichtigkeit konnte man 1 bis 2 Thaler täglich verdienen. Schmelzöfen und neue Pochwerke entstanden. 1806 fanden sich 800 Waschmulden am Bleibach, so dass der Bach versandete.

Die Bergknappen waren ein stolzer Stand mit eigener Tracht und Sprache: Steiger, Schichtmeister, Älteste, Hauer, Gesellen, Schmelzer, Gehilfen. „Der Bergbau ist eine dem Staat nützliche, von allen Fürsten geschätzte edle Kunst“, so heißt es im Statut. Die Mitglieder der Knappschaft, „die aus lauter braven und wackeren Männern zusammengesetzt wird, müssen sich durch Treue, Redlichkeit, reine Sitten, Höflichkeit, durch Gemeingeist und Bruderliebe vor dem Bauernstande auszeichnen.“ Bei Unordnung hebt der Älteste die Sitzung auf und sagt: „Brüder, Steiger, Schichtmeister, lasset uns Schicht machen, es fallen böse Wetter ein.“

Preise und Produktion fielen nun von 30.000 Zentnern (1802–1811) auf 2.000 Zentner (1832) Glasurerz und von 8.500 Zentnern auf 4.000 Zentner Blei in der gleichen Zeit. Die Hauptkonkurrenz kam aus Spanien, der Sierra Nevada. An Hütten unserer Gegend wurden die ausländischen Bleierze billiger geliefert als einheimische, trotz der Transportkosten. Viele Gruben ruhten. Regierungsseitig wurde die Förderung auf sieben Monate beschränkt. Dann kam eine neue Konkurrenz aus Amerika. Wettbewerb, technische Rückständigkeit, ungenügende Transportwege drückten auf die Bleiindustrie. Die Arbeitsverhältnisse verschlechterten sich.

So verschwand die organisationserhaltende Tradition der sozialen und sittlichen Würde des Knappenstandes. Die Belegschaft betrug bis zur Mitte des Jahrhunderts nicht viel über 200 Arbeiter. Die Landwirtschaft überflügelte den Bergbau und bald stieg der Bauernstand auch sozial über denjenigen der Bergleute. Häufig wurden allerdings Bergbau und Landwirtschaft verbunden.

1859 gründete Kreuser den Mechernicher-Bergwerks-Verein (M.B.A.V.) mit einem Grundkapital von 3.200.000 Talern, eingeteilt in 3200 Aktien zu je 1.000 Talern. Der Betrieb wurde technisch erneuert, aber der einheimische Knappenstand war klein, Fremde wurden geholt. Von dem Lebenswandel, der sittlichen Verkommenheit, vor allem aber der wirtschaftlichen Anspruchslosigkeit dieser Fremden erzählt man in der Gegend unglaubliche Dinge. Bei der Wäsche wurden Männer und Frauen zusammen beschäftigt, was zu der Entsittlichung nicht wenig beigetragen haben mag. In dieser Zeit erhielt der Berg den Spottnamen „Spandau“, eine Erinnerung eines heimischen Steigers an die dortige Strafkolonie. Auf dem Berg zu arbeiten, war längst nicht mehr eine soziale Auszeichnung, sondern hatte einen kompromittierenden Beigeschmack.

In den 70er Jahren sind die Fremden ziemlich verschwunden. Mit der guten Konjunktur kamen Einheimische. In den 80er Jahren wurde auch der erste fachmännisch ausgebildete Beamte angestellt.

p. 73: Der Bergrat Kreuser plante den Bau einer Wasserleitung, die sich durch das „Westfeld“ mit seinen großartigen Aufschlüssen, und zwar von Weyer bis Harzheim ziehen sollte, wo gerade die erreichsten Strecken liegen.

p. 72: Auflösung der Gesellschaft M.B.A.V. am 30. Mai 1908 beschlossen.

p. 75: Der Kalksteinbruch bei Eiserfey lieferte von Januar bis Mai 1908 5.632 Tonnen Kalkstein, von Juni bis September 1908 3.500 Tonnen Kalkstein (Steinbruch auf Hausen).

Von der Liquidationsbilanz Wert des M.B.A.V. auf 838.434 Mark angesetzt. Eine Magdeburger Firma wollte es zu günstigen Bedingungen kaufen und 600.000 Mark anzahlen, wurde von Kreuser abgelehnt.

Die Zahl der Arbeiter betrug 1853: 1.332, 1856: 1.986, 1859: 1.379, 1861: 1.915, 1875: 2.708, 1894: 2.001, 1903: 1.675, 1906: 1.562.

Sowohl während des Ersten als auch während des Zweiten Weltkrieges hat der Staat oder das Reich zur Gewinnung des Bleierzses große Zuschüsse aus Steuermitteln gezahlt. Diese Zuschüsse bewirkten, dass nach dem letzten Krieg das Werk in Staatsbesitz überging. Durch die Stilllegung infolge des Durchgangs der Kriegswalze sowie durch fehlenden Kraftstrom, die Pumpen des unterirdischen Betriebes in Tätigkeit zu halten, erstoff der unterirdische Bergwerksbetrieb vollständig. Zu seiner Wiederingangsetzung waren erhebliche Mittel erforderlich, die seinerzeit auf Drängen des Reichstags von der Regierung in Düsseldorf bereitgestellt wurden.



Der Eisenerzbergbau

von Clemens Strunck

Gehen wir heute durch die Flur der Gemeinde Weyer, so treffen wir allenthalben auf recht ansehnliche Vertiefungen und Löcher. Diese sind durch den Erzbergbau entstanden, und an ihren Rändern liegen noch viele Eisensteine in schwarzer oder roter Farbe. Die Eisenerzflöze lagen teilweise frei zu Tage und wurden hier im Tagebau abgebaut. Ich erinnere an „Düfekuhl“ (Abteufkaul). Hier wurden die Erze durch seitlichen Abbau in übereinander liegenden Gefällen geschürft. Das oberste Gefälle hatte immer einen Vorsprung von ca. 2 m und so folgte Gefälle auf Gefälle bis zur Sohle.

An anderen Stellen lagen die Flöze unter einer Dolomitschicht von mehreren Metern Stärke. Hier wurde die Dolomitschicht mit einem Schacht durchstoßen, bis man auf das Erz stieß. Dann wurde abgebaut und notdürftig verzimmert oder abgestützt, bis man eines morgens ankam und das ganze Werk war ineinander gestürzt. Der Sage nach wurde dann die Mütze in die Höhe geworfen und dort, wo die Mütze hinfiel, ein neuer Schacht gegraben.

Dass die Grabung in dieser Weise vor sich ging, wird dadurch bewiesen, dass wir mit geringen Ausnahmen bei keiner Grube einen Abraumhügel finden. Auf „Hemberg“ und „Konskuhl“ sind noch in letzter Zeit unterirdische Hohlräume eingestürzt, ebenso am „Tenchesberg“. Diese Hohlräume stammen sämtlich vom Eisensteinbergbau ab. Auch in Pesch, in der Hardt, und auf dem Flachsberg sind verfallene Eisenerzgruben von enormem Umfange. Hier sind Tausende Karren Eisenerz abgebaut und abgefahren worden.

Es gab zweierlei Eisenerze, den Eisenstein und den Rotstein. Letzterer hatte eine rote, der erste meistens schwarze Farbe. Der Rotstein kam kompakt vor, ohne jede Beimischung, während der andere stets mit der zähen Kleierde vermischt war. Diese musste vor dem Schmelzen an einem fließenden Wasser ausgewaschen werden. Das Ergebnis war dann ein hochprozentiges Erz (60 – 70 %).

Die Grabung erfolgte meist im Eigenlöhnerbetrieb, wobei sich in der Regel zwei Mann zusammentaten. Es gab aber auch Lohnarbeiter und diese waren die ärmsten der Armen. Der Überlieferung gemäß wurde als Wochenlohn ein sechspfündiges Brot gezahlt und unter den Bergleuten war die Meinung verbreitet, dass mit Butter bestrichenen Brot Unglücke herbeiziehe, deshalb wurde zur Kaffeepause nur ein trockener Keil Brot verzehrt.

Wie die Familien zu Hause lebten, kann man sich nicht mehr ausmalen, trotz mancher Überlieferung. Gab es z. B. an der Hauptmahlzeit Kartoffeln, die damals erst aufkamen und von den Fuhrleuten von Solingen zuerst mitgebracht wurden, so wurden nicht nur die Kartoffeln gegessen, sondern auch das salzige Wasser, in welchem die Kartoffeln gekocht waren. Wer eine Kuh oder Ziege hatte, konnte dieser Brühe einen Löffel Rahm oder Milch beimischen, dann, in der rechten Hand den Holzlöffel, in der linken eine Scheibe Brot, begann ein lustiges Schmausen (Die guten alten Zeiten!).

War der Schacht gegraben und das Flöz erreicht, dann wurde auf dem Schacht eine Haspel angebracht. Dann war einer unten und füllte den Korb, aus Eichenschienen geflochten, mit Eisenstein und der andere drehte den gefüllten Korb hoch und ließ nach Entleerung den Korb wieder nach unten. War ein ergiebiges Flöz angeschlagen, so wurde auf diese Weise am Tage mehrere Karren Erze gewonnen, die dann zur Wäsche gefahren wurden.

An einer Stelle hatte man es verstanden, an diese Haspel ein Pferd anzuspinnen und nun mit einem provisorischen Göpelwerk die Erze zu Tage gefördert. Diese Grube lag rechts vor dem hohen Winkel im Walde und der Distrikt heißt heute noch die „Päedskuhl“.

Eine Gerechtsame, ein Mutungs- oder Schürfrecht gab es nicht. Ich war erstaunt, als ich dieserhalb am Grundbuch nachfragte, mir ein Akt von 1838 vorgelegt wurde, in welchem die erste Bergwerkskonzession erteilt wurde. Weitere Konzessionen erfolgten 1858, also zu einer Zeit, als der Eisenerzbergbau mit dem Eisenhüttenwesen in der Eifel in den letzten Zügen lag.

Diese Konzessionen oder Schürf- oder Nutzungsrechte sind fast ausnahmslos auf das Mechernicher Bergwerk übergegangen und zwar 1911, ein Jahr nach der Gründung der Gewerkschaft Mechernicher-Werke.



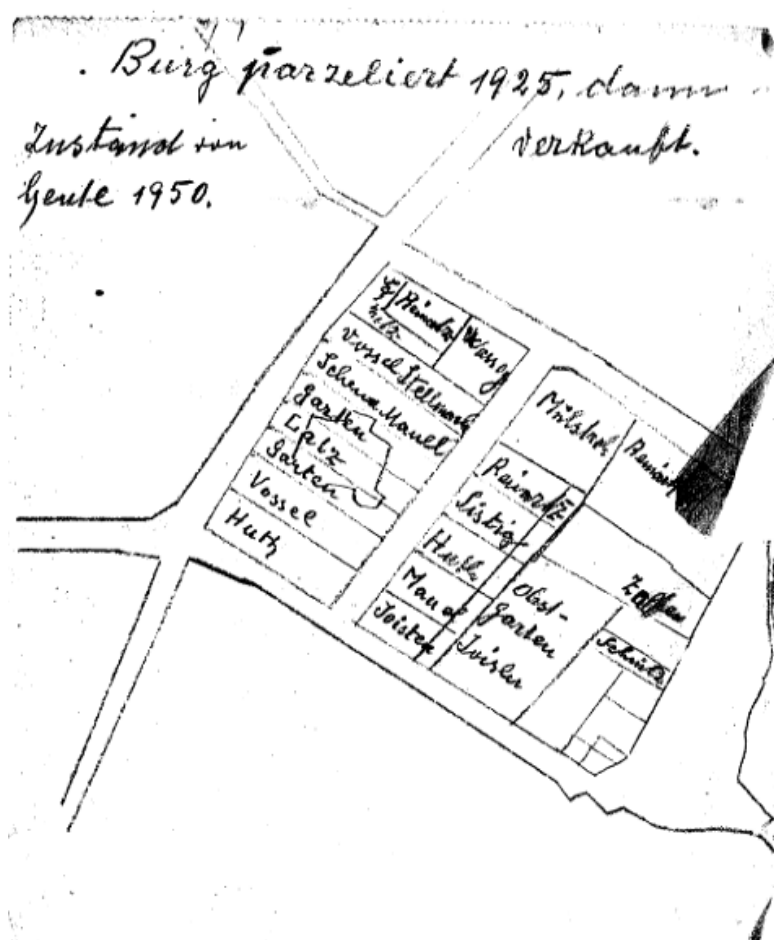
Die ehemalige Burg von Weyer und die Rittergeschlechter

von Clemens Strunck

Als die Römer aus unserer Heimat vertrieben waren und die „Ripuarier“ und „Moselfranken“ unser Gebiet besiedelten, fielen die von den Römern zurückgelassenen Grundstücke an den König. So finden wir eine Urkunde des Königs Ludwig vom 20. Oktober 865, durch welche dieser König einen ungenannten Edelmann mit einem Hof in „viveri“ belehnt (H. Bayer: Urkundenbuch I, S. 107, Urkunde Nr. 104).

Diese erste uns bekannte Belehnung muss als Ursprung unserer Burg gewertet werden. Wer die erste Burg erbaute, und zu welcher Zeit diese errichtet wurde, muss mangels Belegen offen bleiben. Auch die Form und der Standort der Burg sind nicht mehr bekannt, müssen aber, wie viele Fundamentreste in den Gärten von Joisten und Mael, der Rest eines Burggrabens im Anwesen von Johann Huth und Johann Peter Vossel beweisen, stark von der uns bekannten und durch das Katasteramt in Gemünd belegten letzten Burg abgewichen sein.

Die Burg wurde im Lauf ihrer Geschichte mehrmals zerstört und wieder aufgebaut. Dabei wurde die Burg, die in ihrer ersten Anlage als Schutz- und Trutzburg gebaut und gedacht war, im Lauf der Jahrhunderte fortlaufend geändert. Die ehemaligen Rundtürme, in ihren Fundamenten nachweisbar, kamen mit der Zeit in Fortfall und wurden, da die Feuerwaffen sie nach ihrer Vervollkommenung ohnehin in kurzer Zeit vernichtet hätten, als nicht mehr zeitgemäß nach Zerstörungen nicht mehr erbaut.



Auf der Zeichnung des Katasteramtes von 1823 fehlt der Rundturm an der Südostecke der Burg vollständig, obwohl seine Fundamente und das unter ihm vorhandene Burgverlies im Keller von Joisten noch erhalten sind. Die letzte, urkundlich belegte Renovierung der Burg erfolgte in den Jahren 1666 bis 1668. Der Bauherr war der Graf Ferdinand von Weichs und der Kostenaufwand betrug 6.000 Taler. Dieser Wiederauf- und Umbau hat die Burg in den Zustand versetzt, in welchem uns ihn die Karte des Katasteramtes Gemünd überliefert hat.

Bei Aufnahme der Karte waren allerdings nur noch Trümmer vorhanden, weil der Burgbau, wie viele andere, ein Opfer der Französischen Revolution geworden war. Diese Trümmer wurden nachher als Steinbruch benutzt. Die alten Steinhäuser Vossel, Mauel und Schmitz-Reinartz sind aus den Steinen der Burg erbaut worden. Die Ausmaße der Burg betrugen 20 x 20 m. Es handelte sich also um ein geräumiges Herrschaftshaus.

Die Vorburg aber oder die zur Burg gehörigen Wirtschaftsgebäude scheinen erheblich älter zu sein als die letzte Burg. Sie lagen und liegen noch an der östlichen Umfassungsmauer und sind jetzt in mehrere Eigentümer aufgeteilt, dienen aber noch wie vor Jahrhunderten als Scheunen und Ställe oder sind in Wohnungen umgebaut.

Die Einfahrt zur Burg lag im Norden zwischen dem Eigentum Mühlstroh-Wassong und ist heute bis zur Pützendergasse durchgeführt. Sie gehört als Privateigentum zu den Parzellen der Wirtschaftsgebäude.

Das ganze Burgareal war mit einer 2 m hohen Schutz- und Einfassungsmauer umgeben. Diese ist noch erhalten zwischen Schmitz und Vossels Werkstatt und an der Straße an der Scheune von Josef Mauel stehen noch einige Mauerreste der ehemaligen Burgmauer. Im Süden führte diese Mauer an der Pützendergasse vorbei und schloss sich hier an die Wirtschaftsgebäude an. Der Durchbruch des heutigen Burgweges zur Pützendergasse erfolgte erst 1825, als der letzte Graf (Ferdinand von Weichs) die Burg mit allem Zubehör parzellerte und einzelne Teile als Baustellen verkaufte.

Im Laufe der Zeit ist unsere Burg in das Eigentum der Erzbischöfe von Köln übergegangen. Wie und wann dieses erfolgte, ist urkundlich nicht belegt. Aber im Jahre 1372 wird der Graf „Pavin von Weyer“ vom Erzbischof Friedrich III. mit Burg und Eigentum mit Weyer belehnt (siehe hierzu: Die Kunst-Denkmäler der Rheinprovinz. Der Kreis Schleiden. Seite 451).

Weiter lesen wir auf derselben Seite, dass dieses Rittergeschlecht in den Jahren 1417, 1451 und 1481 mit Burg und Gerechtsame in Weyer belehnt wurde (s. Fahne: Geschlechter II, 1853, S. 201). Dieses Geschlecht ist im Mannesstamm erloschen und wir finden als Erbe 1465 Johann Krümmel von Nettersheim vermählt mit der Alverada von Weyer. Dieses Ehepaar verwaltete den Besitz und Burg Weyer von 1482 an (vgl. Rheinische Geschichtsblätter III, 1897, S. 258) und blieb mit ihren Nachkommen in Weyer bis 1636, als Erzbischof Ferdinand von Köln Weyer als heimgefallenes Lehen einzog und im Jahre 1638 Gaudenz von Weichs mit Weyer belehnte.

Seine Nachkommen haben in Weyer gewohnt und Weyer beherrscht bis zur Französischen Revolution und die letzte Belehnung erfolgte im Jahre 1785 an Ferdinand von Weichs.

In unserer Kirche steht der Grabstein von Hermann Hambroich, der der Ehemann der Christine Krümmel von Nettersheim war und 1614 gestorben ist. Seine Frau hat etwa 14 Tage nach seinem Tode ein Kind geboren (s. Pfarrchronik, Bd. 1).

Da der Ritter Hermann Hambroich ein so schönes Grabmonument hat, war mit Recht zu vermuten, dass ein gleiches oder ähnliches Grabmahl für seine Frau bestehen müsse. An allen möglichen Stellen der Kirche und auf dem Friedhof wurde nach diesem Grabmahl gesucht. Bei

dieser Suche stießen wir auf den jetzt neben der Kirchentür stehenden Grabstein des Reitmeisters Schneider, der sich diesen Stein zu Lebzeiten anfertigen ließ, dann aber an anderer Stelle starb und deshalb die Sterbedaten auf dem Grabstein nicht ausgeführt wurden.

Von der Christine Krümmel, Witwe Hermann Hambroich fanden wir nicht eine Spur, bis uns die Geschichte der Stadt Münstereifel in die Hände kam, die von Professor Hürten geschrieben wurde. Hier finden wir, dass die Christine Krümmel, Wittib Hermann Hambroich zu Weyer als „Die wol edle viell tugendreiche Fraw von Firmenich im Jahre 1636 starb“ und vor dem Hochaltar der Pfarrkirche in Münstereifel begraben wurde.

Hieraus ergibt sich, dass die Christine Krümmel nach dem Tode von Hambroich den Herrn von Firmenich geheiratet hat und in Firmenich verstarb. Der Ritter Hambroich war zu Lebzeiten der kath. Kirche untreu geworden und von der Religion vollständig abgefallen. Auf dem Sterbebett bekehrte er sich und wurde in der Kirche Weyer beerdigt (s. hierzu Pfarrchronik von Weyer, Band I).

Sein Grabstein hinderte beim Anbringen der Fußböden unter den Kirchenbänken und wurde herausgebrochen und vor die Kirche gelegt, in die Ecke neben dem Missionskreuz. Einige Jahre später erschien zufällig der Provinzialkonservator vom Provinzialmuseum in Bonn und sah den Grabstein in mehrere Teile zerlegt dort liegen. Er gab einen Zuschuss zur Wiederher- und – aufstellung des Steins und dieses besorgte der Maurermeister Matthias Wassong in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Die Ritter und Grafen der Burg waren zur Unterhaltung der Kirche von Weyer verpflichtet. Das vorher in diesem Heft schon erwähnte Protokoll des Kirchenvorstandes vom 26. Februar 1747 (Chronik der Pfarrei Weyer) gibt hierüber eine genaue Aufstellung. Es war und wurde festgelegt, dass die Burg von Weyer in Persona deren Inhaber die Südseite des Kirchenschiffs einschließlich der Callen in Reparatur halten sollte und auch hielt. Die Nordseite des Daches dagegen hatte der Graf von Schmidtheim in derselben Weise zu unterhalten. Der Chor der Kirche war vom amtierenden Pfarrer in Stand zu halten.

Hieraus ergibt sich, dass der Graf Beissel von Gymnich auf Schloss Schmidtheim in Weyer ausgedehnte Ländereien besaß, die dem Besitz der Burg (etwa 800 Morgen) kaum viel nachstanden. Der Graf von Schmidtheim hatte aber keine Burg oder Herrschaftshaus in Weyer, sondern nur einen Verwalter oder Vogt und eine Zehntstelle. Dieses Gebäude (die alte Burg genannt) stand zwischen Josef Schneider und Jakobi (Anm.: Das sind heute die Gebäude Hauptstraße Nr. 8 bis 14). Es wurde wegen Baufälligkeit im Jahr 1950 bis auf die Fundamente abgebrochen und zu Wohnungen umgebaut.

Die Unterhaltung der Kirchengebäude war in der damaligen Zeit allgemein üblich. Hierzu finden wir in den Satzungen des Dekanates Zülpich, geschrieben von Pfarrer Becker um 1900:

„Der Bau und die Unterhaltung des Kirchenschiffes ist dem Empfänger des großen Zehnten auferlegt.“ Seite 16: „das Statut des Dekanates Zülpich besagt unter Nr. 15: Der Pastor muss das Chor im Stande halten. (Hier ist zu beachten, dass der jeweils amtierende Pastor den Zehnten erhielt vom Kirchen-, Stiftungs- und Pfarramtslande.) Ist das Chor aber sehr ruinös, so muss die Gemeinde dasselbe aufbauen. Turm, Schiff, Nebenschiffe und Kirchhof haben die Empfänger des großen Zehnten zu besorgen.“

Bei Großbüllesheim steht auf Seite 125: „1742 wurde von den Erben Quadt, die den großen Zehnten hatten, das Schiff der Katholischen Kirche neugebaut. (Die Quadt waren damals Lutheraner.)“

Auf Seite 256 lesen wir unter Mutscheid: „Die Gemeinde hat den Turm, der Zehntherr in Wensberg das Schiff und der Pfarrer das Chor zu erbauen und zu unterhalten. Die ewige Lampe unterhält der Zehntherr.“

Aus diesen wenigen Beispielen ersehen wir, dass unser Kirchenvorstandsprotokoll aus 1747 genau dieselben Bestimmungen enthält. Daraus geht klar hervor, dass die Besitzungen der Burg Weyer und die Hospitalprovisoren von Schmidtheim ungefähr gleich groß waren. Außerdem hatte der Pfarrer den großen Zehnten der Kirchenländereien, so dass wir in der Zeit drei Herrschaften hatten, bei denen der große Zehnte abgeliefert werden musste.

Diese Betriebsform und Herrschaftsweise hatte ein ganzes Jahrtausend bestanden und war nur in geringen Teilen durch Besitzveränderungen ummodelliert worden. Diese fest gefügte Ordnung wurde durch die Französische Revolution vollständig aufgelöst und umgeworfen.

Die Burgen, die Klöster wurden nicht nur zerstört und geschleift, sondern der Frondienst, die Leibeigenschaft, die Ablieferung des Zehnten und alle sonst bestehenden, die individuelle Freiheit einschränkenden Bestimmungen, wurden aufgehoben. Dadurch gerieten die gräflichen Verwaltungen in große Not. Es fehlten die Fronarbeiter zur Bestellung der geräumigen Ländereien, der Zehnte wurde nicht mehr abgeliefert, der Arbeiter konnte nach Belieben Beschäftigung suchen und bevorzugte denjenigen, der am besten entlohnte.

Infolgedessen parzellierte der Graf von Weichs, der damals Kämmerer beim Großherzog von Hessen war, seine Burg und verkaufte diese zu Baustellen. Der Graf von Schmidtheim versuchte zuerst, sein Eigentum zu verpachten, aber um 1840 verkaufte er in Schmidtheim seinen ganzen Besitz von Weyer. Die Haupterwerber waren eine Familie Bollig aus Dreimühlen und eine Familie Strunck aus Weyer.

Einen Kaufakt aus der Zeit konnte ich leider nicht mehr auftreiben. Der älteste Akt aus der damaligen Zeit wurde mir von meinem Onkel Johann Peter Vossel zur Einsicht geliehen. Er besagt, dass mein Urgroßvater mütterlicherseits vom Grafen von Weichs im Jahre 1834 eine Baustelle kaufte zum Preis von 85 Talern, wobei die Zahlung in Gold und Silber Preußisch Kurant vorgeschrieben wurde.

Das Güterverzeichnis der Abtei Prüm aus dem Jahr 893 zählt in Weyer (Wiehre) 3 Hufen auf (Hufe = 30 bis 50 Morgen), die aber bald ihren Besitzer gewechselt haben, denn in der Geschichte der Stadt Münstereifel finden wir eine Neuaufstellung der Gerechtsame des Kollegialstiftes, in welcher Weyer (Wiehre) nicht mehr aufgeführt ist.

Die Hufen wurden von Erlealdus aus Gilsdorf und Focco aus Harzheim verwaltet. Sie sind bis zum Jahre 1580 in anderen Besitz, entweder an die Burg von Weyer, an den Grafen von Schmidtheim oder an die Kirche gefallen. Urkunden hierüber sind nicht vorhanden.

Aber für Eiserfey ist diese Aufstellung der Güter des Kollegialstiftes bedeutungsvoll. In der ganzen Literatur und allen Urkunden finden wir Eiserfey als „Veye“ bezeichnet und in dieser Aufstellung erscheint der Name erstmals als „Iservey“, weil damals schon der Hochofen mit dem Hammerwerk zur Eisenbearbeitung bestand. Aber nicht die Eisenindustrie gehörte dem Kollegialstift, sondern dieses hatte ländlichen Grundbesitz mit Fronland und Lehnsmann.

Die Ländereien der Burg Weyer wurden zuerst verpachtet, aber die Pacht wurde mit der Zeit sehr nachlässig und unregelmäßig gezahlt, in vielen Fällen überhaupt nicht. Eine Justizverwaltung gab es zwar, aber der einzelne Prozess dauerte Jahre lang. Ja, es sind Belege vorhanden, nach welchen Prozesse nach mehreren Jahrzehnten noch keine Erledigung gefunden hatten.

Es gab also auch kein geregeltes Beitreibungsverfahren mit Gerichtsvollzieher und Pfändung. Außerdem schwand mit der Zeit die Hoffnung der Grafen auf Wiedererrichtung ihrer Herrschaft nach der alten Ordnung. Diese Umstände brachten die Grafen dazu, ihre Ländereien zu verkaufen.

Die gesamten Besitzungen der Burg kaufte ein Steuereinnehmer namens Meller aus Düren, der nebenbei auch die Grundstücke der Herrschaft Zingsheim und Nettersheim erwarb. Die Burg in Nettersheim bewohnte er, nachdem er durch seine Spekulationen zum mehrfachen Millionär geworden war, bis zu seinem Tode. Die Ländereien in Weyer und Zingsheim parzellerte er und verkaufte sie öffentlich. In Weyer fanden zwei Termine statt. Zuerst wurde die Hälfte der Güter ausgerufen und nachdem diese bezahlt waren, erfolgte die Ausbietung des Restes.

Dieser Mann hat auch den Verkauf des Erbwaldes in Weyer betrieben und durchgeführt (s. hierzu den Abschnitt: Der Erbenwald).

Nun war die Periode der Ritter und Leibeigenen zu Ende und wird nie mehr wiederkehren, wenn wir nicht mit der Zeit dem Kommunismus ausgeliefert werden. Denn dieser bringt zwar andere Bezeichnungen für die Leibeigenschaft, aber seine Diktatur ist in mancher Beziehung noch schlimmer als die frühere Leibeigenschaft.

Der Bauer in Weyer war nur frei. Er konnte Eigentum erwerben und nach seinem Gutdünken bearbeiten. Aber noch lange blieb er arm und suchte durch Nebenbeschäftigung, wie Erz- und Eisenerz oder Kohlentransporte, Geld zu verdienen. Einigen gelang es, zu einem beachtlichen Wohlstand zu gelangen, aber die große Mehrzahl blieben arme Landwirte und einer Missernte folgte ein Hungerjahr, wie es uns aus 1846 und 1847 überliefert ist. Dieses Hungerjahr wird als Ursache für die 1848er Revolution gewertet.

Einen radikalen Umschwung brachten erst die künstlichen Düngemittel, deren Einführung in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts erfolgte und eine nochmalige Hungersnot für alle Zeiten (abgesehen von Kriegen) vollständig ausschloss.



Das Güterverzeichnis der Abtei Prüm

von Clemens Strunck

Teilweise entnommen dem Buch von Professor Hürten (Geschichte der Stadt Münstereifel)

Die Aufstellung dieses Güterverzeichnisses erfolgte im Jahr 893 nach dem letzten Raubzug der Normannen. Diese kamen im Jahr 892 zum zweiten Male, eroberten Köln und Bonn, wichen bei Godesberg einem Christenheer aus, zogen über Münstereifel, plünderten und brandschatzten dieses und das Mutterhaus in Prüm.

Im Jahr 893 ordnete Abt Regino an, dass die sämtlichen Güter und Gerechtsame der Abtei Prüm in einem Buche aufgeschrieben würden. Die Urschrift ist verloren, aber der Erzabt Cäsarius, der in den einfachen Mönchsstand zurückgekehrt war, hat sich in das Tal des hl. Petrus (ist Kloster Heisterbach im Siebengebirge) zurückgezogen und hier eine Abschrift des ehemaligen Güterverzeichnisses angefertigt. Er beteuert, dass er alles richtig abgeschrieben habe, nur einige Namen habe er umgeschrieben. Diese Abschrift ist erhalten und befindet sich im Staatsarchiv in Koblenz.

Cäsarius schreibt in seinem Vorwort, er habe das alte Buch, das die Rechte und Einkünfte des Klosters umfasse, nach bestem Können und Wissen, ohne vom Weg der Wahrheit abzuweichen, umgeschrieben. Dieses wird man umso mehr verstehen, wenn man bedenkt, dass die Umschreibung im Jahr 1222 erfolgte, also 309 Jahre nach der Aufstellung des Originals.

Das Güterverzeichnis enthält 128 Abschnitte. In diesem sind nicht nur die einzelnen Güter und Liegenschaften aufgezählt, sondern auch die mit der Übertragung des Lehnsrechtes verbundenen Verpflichtungen und Auflagen. Der Gesamtkontext umfasst nicht nur die Eifel, sondern reicht über Luxemburg nach Frankreich hinein, führt Güter von der Saar, Mosel und Lahn auf, läuft dann weite Strecken am Rhein vorbei von Speyer bis nach Holland.

Die Abschnitte 55 bis 72 behandeln das Erftgebiet, die Ahr und reichen bis in die Nähe von Bonn, führen von hier nach Westen und zurück nach Prüm. Wir befassen uns nur mit den Teilen, die für unser Heimatgebiet in Frage kommen. Dabei ist es notwendig, zuerst Iversheim (luernsheym) vollständig aufzuführen, weil bei den anderen Gütern immer wieder auf Iversheim Bezug genommen wird.

„Es sind in Iversheim (luernesheym) 27 Hufen. Jeder (Hufner) liefert ein Schwein im Wert von 2 Solidi. In einem Jahr ein Ferkel als Opfertgabe im Wert von 4 Denaren, im andern Jahr 100 Schindeln. Er gibt ein halbes Pfund Flachs oder 12 Denare, wenn Flachs fehlen sollte. Ist Flachs reichlich vorhanden, wird ein halb Pfund Flachs gegeben und er macht ein ganzes Leintuch.

Er spendet für die Herfahrt im Monat Mai 6 Denare, 3 Hühner und 15 Eier, an Dünger 10 Karren oder an Holz 5 Karren. Ein jeder bestellt 1½ Morgen im Herbst und Frühling. Pflügungen zwei im Jahr. Er macht die Umzäunung im Herrenhof und bestellt die Saat und den Weinberg 24 Ruten. Er wacht 15 Nächte zweimal im Jahr.

Sie (die Angehörigen) backen Brot und brauen das Bier. Er macht eine Anfahrt nach Prüm, sei es an Getreide oder an Wein und eine andere von der Ahr. Er macht einen Botengang nach Prüm, nach Aachen, nach Köln, nach Bonn, nach St. Goar, sei es zu Pferde oder zu Fuß.

Sie dreschen das Getreide, an Spelz 15 Scheffel oder an Roggen 7 Scheffel. 100 Pfähle für den Weinberg, im Garten ein Beet. Sie mähen das Heu und sammeln es. Zur Ernte täglich eine Aushilfe, zur Weinlese desgleichen. Sie sammeln und reinigen Flachs. Sie bewachen die

Schweine im Walde, jeder 15 Nächte. Sie waschen die Gewänder und Tücher der Kirche, und wachen beim Herrenhofe.

Dort ist Fronland für 122 Scheffel Aussaat im Herbst, im Frühjahr für 36 Scheffel. Weinberge für 30 Karren, Wiesen für 6 Karren. Wald im Forst Bastiberg für 200 Schweine, in Tegenscheid für 200 Schweine gemeinsam, in Appenherd und Murkenscheid für 200 Schweine. Wenn jemand stirbt, wird das Beste, was er hatte, dem Abte gegeben. Das Übrige aber verteilt er mit Erlaubnis des Abtes und des Verwalters unter die Seinigen.

Mit dem Tode des Hufners war die Hufe verfallen, konnte aber gegen Abgabe von Pferd oder Kuh auf einen Sohn des Verstorbenen übertragen werden. Dabei handelte es sich dann um eine Neubelehnung, die uns so oft in der Geschichte gegenübertritt. Die Neubelehnung galt auf Lebenszeit des Belehnten und wurde nicht aufgelöst, wenn der Inhaber sich nicht großer Verfehlungen schuldig machte.

Wir ziehen noch der Übersicht halber die Gesamtabgaben der 27 Hufen von Iversheim zusammen. Es wurden gezehntet im Jahr 27 Schweine oder 54 Solidi, 27 Ferkel als Opfergabe oder 108 Denare, im folgenden Jahre wurden die Ferkel durch 2.700 Schindeln ersetzt, an Flachs 27 halbe Pfund, für die Herfahrt 282 Denare, 81 Hühner, 405 Eier.

An Dünger 270 Karren; 40 Morgen im Herbst und im Frühling ebensoviel. Anfuhr nach Prüm 27 Karren, von der Ahr 27 Karren. Sie dreschen an Spelz 405 Scheffel, dort sind Weinberge für 30 Karren, Wald für 600 Schweine, Pfähle zum Weinberg 2.700. Nicht aufgeführt sind die Wachen, Botengänge, Gartenarbeit, Brotbacken, Bierbrauen usw.

Alles in allem eine hohe Belastung, die die Abgabe der Arbeitskraft dann verlangte, wenn sie während der Erntearbeiten selbst benötigt wurde. Heute sagen wir Steuer und schimpfen darüber. Ob unsere Vorfahren mehr oder weniger über die Abgaben geschimpft haben als wir es tun, muss ich, um es sich auszumalen, dem lieben Leser überlassen.

Dann folgen im Güterverzeichnis Weingarten (wingarden), Eicherscheid (ekinneskeit), dann Nöthen (notine). Dort sind 18 Hufen angeführt. Von diesen hat Erleboldus in Gilsdorf (kelichesdorpht) 3 Hufen, die Fronen genau so wie Iversheim, ohne die Ferkel als Opfergabe. Diese liefern die Nöthener nicht.

Derselbe Erleboldus hat in Pesch (bessych) 4 Hufen und in Weyer (wiere) eine Hufe, desgleichen in Roggendorf 10 Morgen und einen Hof. Er hat auch in Buir eine Hufe. In Gilsdorf, Pesch und Weyer sind 59 Morgen Fronland, Wiesen zu 30 Karren, Wald für 200 Schweine.

Da der Lehnsman Erleboldus, der für uns ja vordringlich in Frage kommt, so viele Lehen besaß, dass er sie nicht alle bearbeiten konnte, musste er wieder an Hörige abgeben. Diese kamen beim Zehnten bei weitem nicht mit den aufgeführten Abgaben aus, denn Erleboldus hat nicht umsonst seines Amtes gewaltet. Aber nirgends ist überliefert, was diesen Hörigen abgenommen wurde.

In Mitleidenschaft gezogen wurden hier die Bewohner des Jülicherendes, denn das Kollegialstift Münstereifel, welches später als Ableger und Nachfolger von Prüm fungierte, gehörte mit allem Gut dem Herzog von Jülich, während die Burg Weyer zum Erzstuhl Köln gehörte und von dort Belehnungen erhielt.

Im Güterverzeichnis folgt nun Harzheim (harlesheym), was uns noch besonders interessiert, weil hier Eiserfey (veye) und Weyer (wiere) nochmals genannt sind. Wir übernehmen wörtlich aus dem Güterverzeichnis:

Focco (Lehnsmann) hat in harlesheym einen Hof und Wald für 100 Schweine, in veye 9 Morgen, in Holzheim (holzheym) 9 Morgen, in Weyer (wiere) 2 Hufen, am Walde Anteil für 100 Schweine.

Wernarius (Lehnsmann Harzheim) hat in Pesch eine halbe Hufe, in Zingsheim (cineheym) 2 Hufen, in Nettersheim (nettersheym) 2 Hufen, in Floisdorf (fladesdorpht) 2 Hufen. Es liefert ein jeder von Floisdorf 9 Denare und eine Karre, das andere wie jene von Nöthen bzw. Iversheim.

Gesamtheit der Anfuhrer jener Versorgungsstellen, welche um Münster und Ahr (ara) und in jenem Gebiet liegen: „Sie fahren nach Prüm (prumia) an Wein und Getreide 250 Karren, zum neuen Münster (novum monasterium) in gleicher Weise 250 Karren.“

Nach all den Aufschreibungen ergeben sich riesengroße Einkünfte des Klosters. Das Los der Lehnsmänner, Hörigen und Fronarbeiter scheint äußerst hart. Doch standen den Einkünften der Abtei große Lasten gegenüber, da die Hörigen nicht nur den Schutz des Klosters genossen, sondern alles empfangen, was zu ihrem Lebensunterhalt erforderlich war. Und doch würde keiner unserer Landwirte mit dem Besten tauschen.

Aber auch das Güterverzeichnis ist noch sehr lückenhaft gewesen. Bei der Ablieferung des Zehnten wurden die Überbringer laut Güterverzeichnis mit einem Festessen verpflegt. Hierüber finden wir ergänzliche Einzelheiten im Güterverzeichnis.

Es heißt: „Hatten die Lehnslute ihre Koppel, Hafer, Hühner und den Zinsheller abgeliefert, so fanden sie sich zusammen am Tisch, wo der Pistor jedem eine ganze Semmel vorlegte, daran er für die ganze Mahlzeit genug hatte.

Wenn alle aßen, reichte der Koch eine Erbsensuppe (ertz) mit einem Stück Wurst, je zwei Mann eine Schüssel. An zweiter Stelle kam eine Schüssel Schweinefleisch mit Mostert und an dritter Stelle Pfeffers.

Der Schulmeister und Gerichtsbote setzten den Lehnsluten die Kost auf den Tisch. Der Fassbender zapfte zum ersten Gericht den Wein und schenkte so lange, bis die Tische abgenommen wurden.“

Bei diesen Essen wurde streng auf Zucht und Ordnung gesehen. Der Lehnsmann sollte nicht kiven, schnorken und zanken. Benahm sich jemand ungebührlich, so soll ihn der Gerichtsbote arrestieren und der hohen Obrigkeit zur Strafe überantworten.

Viele Teilnehmer lieferten nach dem Essen einen Albus und erhielten dafür beim Feuer einen Ehrentrunk und eine Koppelsemmel als Zugabe. Die Semmel war für die Daheimgebliebenen gedacht und wurde diesen mitgenommen.

Hier haben wir also die besten und ersten Vorläufer für unsere Kirmesfeste. Wenn der Onkel vom Nachbardorf als Kirmesgast erscheint und Fladenstücke, in ein rotes Taschentuch, mit schwarzen Punkten verziert, am Spazierstock auf dem Rücken heimträgt, könnte man versucht sein, sich einen Lehnsmann vorzustellen, der vom Koppelfest in Münstereifel kommt.

An Neujahr stellten sich ein: 80 Lehnslute von Harzheim, 20 von Nöthen, 36 von Weyer, Dreimühlen und Eiserfey und 12 von Zingsheim. Hier ist Dreimühlen erstmalig genannt, obwohl kein Vermerk über Morgen oder Hufe für Dreimühlen im Güterverzeichnis zu finden ist.

Da es aber nicht wahrscheinlich ist, dass jemand am Essen teilnehmen konnte, der nicht vorher seine Abrechnung beglichen hatte, müssen wir hier einen Mangel im Verzeichnis selbst suchen.

Der bei diesen Festen getrunzene Wein stammte von der Ahr und wurde Koppelwein genannt. Das Stiftskapitel ließ diesem Wein eine besondere Pflege angedeihen. Die Wadenheimer Lehnslleute, die diesen Wein kelterten, gaben ihm schon den Namen Koppelwein.

Die Gäste sind alle mit dem Wein zufrieden gewesen und an einer Stelle sagt der Chronist: „Deweill dhan alle Gewalt mit dem Geweis (Gewächs) der Erden in gottes Macht und Willen stei, so seint auch die Lehnslleut jederzeit, wie der guttiger Got den beschert und wassen lissen, dhamit content ond zofreiden geweist.“

In Zeiten der Kriegswirren konnte das Stift diese teuren Essen nicht mehr geben. So finden wir einige Vermerke, wo die Lehnslleute wegen dem ausfallenden Essen eine sonstige Erleichterung ihrer Ablieferpflicht forderten und erhielten. So wurde das fehlende Essen im teilweisen Erlass des Zehnten wettgemacht.

Im nahen Schuld an der Ahr wurde ein solches Fest auf Kosten des Pfarrers veranstaltet. Die Chronik hat uns den Verlauf erhalten und obwohl es nicht unser Heimatgebiet unmittelbar ist, fühlen wir uns doch veranlasst, ihn hierher zusetzen.

Dem Pfarrer waren viele Höfe hörig. Sechs Wochen und drei Tage vor Stefani wurde ein hölzernes Karrenrad in die Jauche vergraben. Die Festteilnehmer nannte man die Stefäner. War die Abrechnung beglichen, dann wurde das Rad aus seiner Lage hervorgezogen und mit Holzscheiten umstellt angezündet.

Dann musste der Kellermeister so lange Wein einschenken, als die Radnabe zuerkennen war. An dem Hofe war ein Pförtchen so breit, dass ein Esel mit einem Malter Weizen beladen nicht anstieß.

War das Fest beendet und es geriet einer bis zu besagtem Tor, stieß an und fiel nach außen, dann sollte es gut sein. Fiel er aber schon im Hof hin oder musste sich übergeben, dann wurde er festgehalten und musste dem Pastor zuerst die Zeche bezahlen. Wie hoch sich die Rechnung belief, hat uns der Chronist leider nicht erhalten.

Die Römer in Weyer und Umgegend

von Clemens Strunck

Nachdem die Römer mit ihren Legionen von Süden her in Deutschland eindringen, vergrößerten sie ihre Herrschaft weiter nach Norden und später auch über den Rhein nach Osten. In unserem Gebiet herrschten sie von 50 vor bis 350 nach Christus, etwa 400 Jahre. Die noch heute an manchen Stellen vorhandene Römerstraße Köln-Trier wurde von ihnen gebaut. Wir dürfen annehmen, dass diese Straße etappenweise angelegt wurde. Waren die Kampf- und Eroberungsheere weiter vorgestoßen, so wurde ein Teil der Straße verlängert, um Nachschub an Mann und Verpflegung herbeiführen zu können.

Sofort setzte auch die Besiedlung des Landes ein und der Pflug wurde von den weichenden Kelten übernommen. Hand in Hand mit den Fortschritten der Heere wurde befestigte Plätze geschaffen, die Flankensicherung der Straße erfolgte durch beiderseitig ins Gelände verstreute Höfe. Dadurch wurden an den Lagerplätzen größere Menschenmassen zusammengeführt. Nun fehlte gutes Trinkwasser in der Niederung.

Danach begann der Bau der Wasserleitung, die unterhalb Nettersheim beginnt. Der Leitungskanal lief dann im rechtsseitigen Hang des Urfttales. Bei Dalbenden ist er zur Besichtigung freigelegt.

An dieser Stelle ist bemerkenswert, dass er hier über eine kleine Schlucht-Vertiefung führt. Diese Schlucht ist erst mit einem Steinbruchgewölbe überbrückt und auf diesem der Kanal aufgeführt.

Im Kalksteinbruch Sötenich ist der Kanal durch den Abbau auf eine größere Strecke verschwunden. Von Sötenich stammt auch das Stück, welches in Mechernich am Bürgermeisteramt zur Schau gestellt ist. Von Sötenich führte der Hauptkanal durch die Waschhalden der Bleierzaubereitung unter dem Tanzberg, überstieg die Wasserscheide und führte weiter über Dottel, Kallmuth ins Feybachtal. Von der Feybachquelle oberhalb Urfey führte ein kleinerer Zuführungskanal zur Hauptleitung. Dieser wurde vor einigen Jahren bei Kellerausschachtungen gefunden.

Dann lief die Hauptleitung weiter nach Eiserfey, um hier auch einen Zuführungskanal von der Hauserbachquelle aufzunehmen. Dieser Kanal wurde an seinem Anfang gefunden, als man zur Verstärkung des Wasserwerkes die Quelle des Hauserbachs suchte und auf den Kanal stieß, der in einer Tiefe von 1,20 m unter der Oberfläche verläuft und mit großen Sandsteinplatten abgedeckt ist. Außerdem kann man diesen Seitenkanal zwischen Dreimühlen und der Ölmühle in dem Hohlweg finden, wo er wieder im rechten Seitenhang verschwindet.

Die Leitung lief dann am rechtsseitigen Hang weiter, überquerte bei Vussem eine tiefe Schlucht auf einem Viadukt und tritt bei Breitenbenden, durch Wegebau und Sandgruben freigelegt, wieder zu Tage. Der im Kanal befindliche Sinter ist nicht so ergiebig wie in der Niederung und deshalb auch nicht abgebaut und als Marmorersatz gebraucht worden. Diese Tatsache ist wohl darauf zurückzuführen, dass in den Eifelbergen die Kanalströmung lebhafter war und zur Sinterabsetzung keine Muße gegeben war.

Jahrhunderte lang ist das Trinkwasser der Eifelquellen durch diesen Kanal geflossen. Und wir bedauern es lebhaft, dass sein Gefüge uns nicht unversehrt erhalten blieb. Eine mutwillige Zerstörung, wie sie beim Abzug der Römer erfolgte, würde heute nicht mehr möglich sein, bestimmt aber auch nicht erfolgen.

Der Bau der Römerstraße und der Wasserleitung brachten es mit sich, dass die Römer große Arbeitermassen in unsere Gegend brachten, für die Unterkünfte nicht vorhanden waren. Deshalb wundern wir uns nicht, dass die Vorzeitforscher im Kartstein bei den Ausgrabungen eine etwa 80 cm starke oberste Schicht fanden, die mit römischen Münzen, Werkzeugen, Lanzen spitzen u. a. m. durchsetzt war. Dadurch wurde der Beweis erbracht, dass die Sklaven in der Höhle gewohnt haben und an den Feuerstellen ihre Kost bereiteten, so dass durch ihre Reste ein getreues Bild gezeichnet werden konnte. Anhand der gemachten Bodenfunde war eine genaue Zeitbestimmung möglich.

Hatte der römische Soldat oder Legionär ausgedient und war im Dienst alt und grau geworden, so wurde ihm ein Weiler zugewiesen, auf dem er seinen Lebensabend verbrachte und hier eine intensive Landwirtschaft betrieb. Diese Stellen zeichnen sich dadurch in ihrer heutigen Flur ab, dass sie mit römischen Dachziegelscherben übersät sind.

Ein Weiler, der wohl auch die Ursache für die heutige Flurbezeichnung ist (Wielder), wurde 1896/97 ausgegraben. Die Arbeiten veranlasste und leitete das Provinzialmuseum in Bonn. Die Fundamente der Bauten waren fast ohne Ausnahme erhalten. Ihr Grundriss wurde aufgenommen und befindet sich im Landesmuseum Bonn sowie auch sämtliche Bodenfunde. Bei der Gelegenheit wurde ein Keller vollständig ausgeräumt. Auf seiner Sohle fand sich eine 2 cm hohe Ascheschicht, ein Beweis dafür, dass dieser Weiler durch Feuer seinen Untergang fand.

Auf Wurmberg, auf dem Grundstück der Martha Sistig, liegen auch heute noch viele römische Dachziegelscherben. Außerdem enthalten die dort zusammengetragenen Steinhäufen manchen Sandstein, der an Ort und Stelle als Urgestein nicht vorkommt und herbeigeschafft worden ist. Auch hier wäre eine ergiebige Ausgrabung möglich.

Desgleichen am Forst, dort fuhr der Matthias Wassong im vergangenen Frühling mit dem Pflug mehrere Sandsteine aus dem Untergrund und stellte fest, dass dort ein Mauerfundament steht. Die Flur unterhalb ist reichlich bis an die Obstbäume Krings mit Dachziegelscherben der Römer bestreut.

Die Flurbezeichnung „auf dem Hoff“ hat mir manchmal zu denken gegeben. Bei näherer Nachschau stellte ich auch hier in weiter Umgebung die bekannten Dachziegelscherben fest. Ein am Eigentum von Michael Reinartz vorhandener Wall, der künstlich aufgeschichtet wurde, gehört auch hierher, und die von Peter Esser gefundenen Sandsteine lösen auch den letzten Zweifel, dass wir es hier mit einem römischen Hof zu tun haben. Da in diesem Gebiet reiche (60-prozentige) Eisenerze vorhanden und teilweise abgebaut sind, dürfen wir annehmen, dass dieser Hof auch gleichzeitig die Eisenschmelze betrieb.

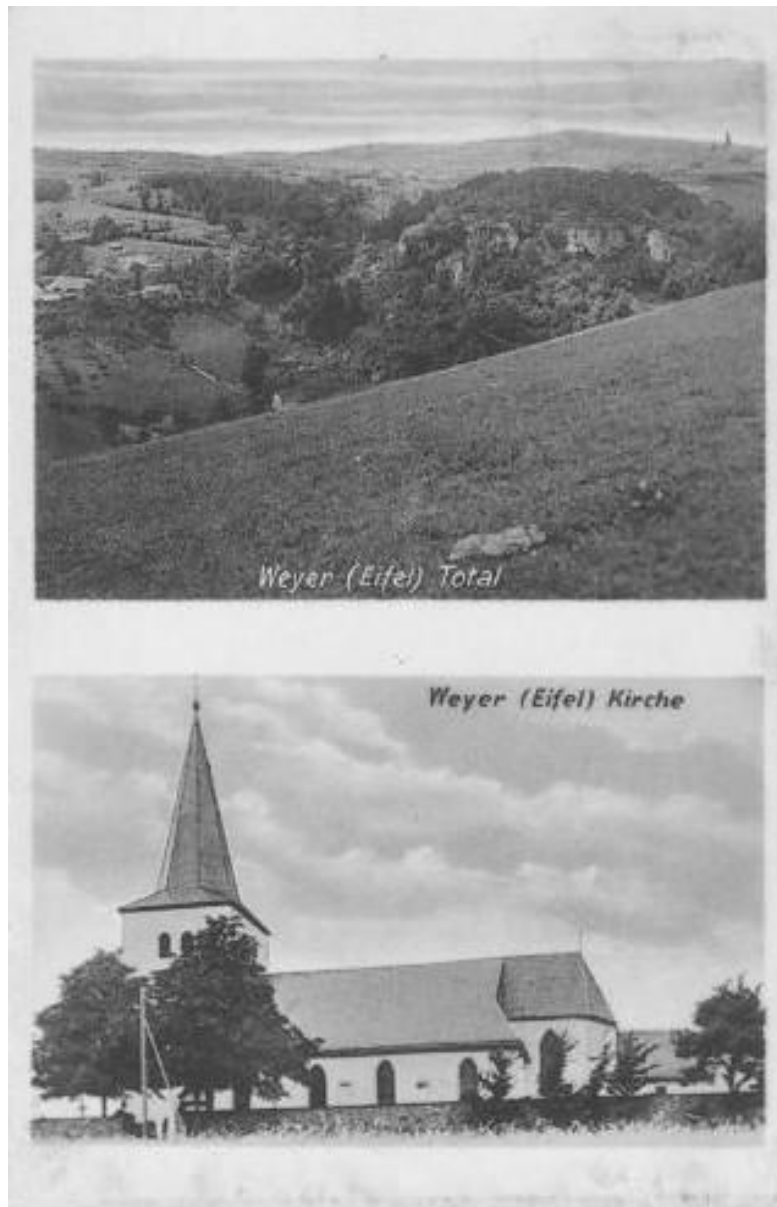
Auch auf der Sauren Delle, im Eigentum von Peter Krings, ist eine römische Niederlassung gewesen. Bei gelegentlichen Bodenarbeiten legte Krings hier ein Stück einer römischen Säule frei. Diese Stellen harren noch der Erforschung durch Ausgrabung.

Als die Männer der Organisation Todt den unsinnigen Schützengraben durch unseren Wald buddelten, stießen sie in Wendelsass, wo sie das Wiesental mit ihrem Graben überquerten, auf römische Dachziegel. Dort befindet sich in unmittelbarer Nähe eine Quelle. Oberhalb dieser Quelle pflanzte mein Vater um 1900 Obstbäume (heute Eigentum Peter Hellenthal). Er fand dabei im Boden Fundamentreste und dadurch steht einwandfrei fest, dass auch hier ein römischer Weiler gewesen ist.

Im Kalktal, auf dem Eigentum Vossel, ist deutlich zu sehen, dass hier ein Kalkofen in Betrieb gewesen ist. Es liegen noch viele angebrannte Steine dort, die sich erst in den Jahrhunderten auflösten und heute noch auflösen. Dass hier auch die Römer die Urheber waren, kann man vermuten, aber mangels anderer Funde nicht beweisen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass dieser Kalkofen erst nach den Römern in Betrieb war. Die mündliche Überlieferung hat von seinem Bestande nichts erhalten.

Wenn wir bedenken, dass der heutige Kreuzweg eine alte, heute nicht mehr zu erkennende Römerstraße war, so haben die zuletzt angeführten Höfe als Seitendeckung dieser Straße, deren Übergang im Urfttal einwandfrei festgestellt werden kann, gedient.

Dann führe ich noch an, dass die Kultstätte für diese Höfe an der Stelle war, wo unsere Pfarrkirche steht. Ein anderes Heiligtum war bei Pesch auf dem Adig (der Heidentempel). Die dort gemachten Funde sind im Landesmuseum in Bonn.



Die geologische Struktur unserer Heimat

von Clemens Strunck

Die Gemeinde Weyer liegt in den nördlichen Abdachungen der Eifelberge, etwa in der Mitte zwischen der Wasserscheide und dem bei Satzvey beginnenden Flachland. Die Wasserscheide verläuft südlich von uns. Sie kommt aus dem Venn und erreicht bei Udenbreth die höchste Höhe mit 625 m über N.N. Von hier zieht sie sich über Rescheid, Neuhaus, Schmidtheim, macht dann eine Schwenkung nach Süden und geht zwischen Vinxtbach und Brohltal am Rhein zu Ende. Südlich dieser Wasserscheide führen alle Bäche zur Mosel und zum Rhein, nördlich davon, im Kreis Schleiden, finden wir die Olef, die Urft, den Feybach und die Erft. Sie entspringen der Reihe nach bei Udenbreth, bei Schmidtheim, oberhalb Urfey und in Holzmülheim. Zu erwähnen wäre noch die Ahr, die in Blankenheim entspringt und von dort in östlicher Richtung bei Remagen den Rhein erreicht. Urft und Olef vereinigen sich in Gemünd, speisen die Urfttalsperre, münden in die

Rur und füllen mit dieser die Talsperre Schwammenauel. Der Feybach nimmt unterhalb Eiserfey den Hauserbach auf und mündet bei Euskirchen in die Erft und diese bei Düsseldorf in den Rhein.

Im Bereich dieser Flüsse sind die Höhen rau, zerklüftet und von mehr oder minder ertragreichem Wald oder Holzungen bestanden. Viele Berge und Hügel liegen noch kahl da. Sie dienten ehemals den Schafherden als kümmerliche Weide und harren heute der Aufforstung.

In unserer Heimatflur haben wir 2 Bäche, den Feybach, der bei Urfey entspringt und dessen Wasser, bis auf einen kleinen Rest, von der Wasserleitung von Mechernich aufgenommen wird, und den Hauserbach, der im Tal Hausen entspringt und hier durch eine Pumpstation teilweise dem Wasserwerk zugeführt wird. Beide Bäche wurden schon von den Römern genutzt. Sowohl in Urfey als auch auf Hausen fand man Kanäle, durch welche die Römer diese klaren Bergwässer ihrer Leitung von Nettersheim nach Köln und Bonn zuführten.

Als letztes Gewässer kommt unser Dorfbach an die Reihe. Dieser fließt aus dem Weiher am Pützende, aber nur, wenn der Grundwasserstand die nötige Höhe erklommen hat. Die meiste Zeit des Jahres sind Bach und Weiher trocken oder der Weiher weist eine trübe, schlammige Pfütze auf.

Durch jahrelange Beobachtung habe ich festgestellt, dass der Weiher auf starke, durchgreifende Niederschläge reagiert. Ist er trocken und es treten reichliche Niederschläge oder Schneeschmelze ein, so dauert es fast auf die Stunde genau sechs Wochen, dann steigt das Wasser vom Grunde aus an und fließt später ab. Der Abfluss dauert freilich nur so lange, als das zuführende Gebirge noch genügend Wasser enthält und versiegt mit länger anhaltender Trockenheit, um bei ausgiebigem Nachschub sein altes Spiel wieder zu erneuern.

Aber auch wenn der Bach auf Höchstleistung gebracht ist, dauert seine Herrlichkeit nicht lange, denn hat er das Dorf verlassen und das Wiesental erreicht, dann beginnen seine Wasser zu versickern. Denn das Wiesental hat im Untergrunde den wasserdurchlässigen Tuffstein und dieser bewirkt, dass unser Bach in den seltensten Fällen das Gebiet vom Kartstein erreicht, sondern vorher ganz aufgesogen ist.

Die Bodenbeschaffenheit unserer Heimaterde beruht auf der Kalkgrundlage. Zwei starke Kalksteinschichten durchziehen unsere Flur von Osten nach Westen. Sie kommen beide aus der Gemarkung Harzheim.

Die erste Schicht begegnet uns, wenn wir Eiserfey in Richtung Harzheim verlassen, zur linken und rechten Seite. Hier stand ehemals ein Kalkofen, der, später zu einem Hochofen umgebaut, ein unrühmliches Ende fand. Die Schicht führt weiter nach Tivoli, wurde hier abgebaut und mit der Seilbahn nach den Hochöfen des Mechernicher Werkes gebracht. Dann finden wir sie wieder im Berghang Weyer-Sägewerk, weiter nach Westen durchquert sie in Urfey das Feybachtal, setzt sich in Hachelberg fort und durch die Heldterköpfe.

Ein uralter Kalkofen war in der Schlucht, durch welche der Weg nach Königsfeld führt. Seine Umrisse sind im Grundmauerwerk erhalten und der Weg führt heute mitten durch den ehemaligen Kalkofen. Weiter finden wir die Schicht auf der Wasserscheide bei Keldenich, wo der Keldenicher Sportplatz ist, von hier weiter nach Sötenich kommen wir in die Sötenicher Kalkmulde, wo unsere Schicht, die unterwegs öfters ihre Stärke gewechselt hat, eine besonders umfangreiche Breite aufweist. Dann läuft die Schicht nach Rinnen, wo ihre Steine zu Trassenschotter verarbeitet werden.

In Sistig beliefert sie wieder zwei Kalköfen, führt über Wildenburg und verlässt auf der Wasserscheide zwischen Neuhaus und Schmidtheim das Kreisgebiet, wobei sie bei Hammerhütte letztmalig genutzt und zu Kalk gebrannt wird.

Die zweite bedeutende Schicht kommt auch von Harzheim und tritt bei Hausen in unsere Gemarkung ein. Hier wurde sie Jahrhunderte lang gebrochen, gesprengt und zu Kies verarbeitet, der auch mit der Seilbahn in die Hochöfen der Bleihütte Mechernich befördert wurde. Dann geht der Kalkstein weiter über Mühlenfeld und durchquert, allerdings nur mit einem schmalen Streifen, unser Dorf am „Platzpütz“.

Hier ist ein Brunnen, der früher eine Pumpe hatte. Der Wasserspiegel in diesem Brunnen steht sehr hoch und war das ganze Jahr hindurch ergiebig, weil hinter ihm die wasserundurchlässige Kalkschicht herführt. Ein Privatbrunnen bei Jakobi, der an der anderen Seite der Kalkschicht angebracht wurde, hat einen bedeutend tieferen Wasserspiegel, obwohl hier noch, von der Sohle des Brunnens aus, ein Querschlag in das Gebirge ausgeführt wurde.

Nun läuft die Schicht über das Rübenstück, verbreitert sich gewaltig und hat auf der Jüch eine Breite von 600 bis 700 m. Sie reicht von der breiten Viehtrift auf der Jüch bis auf Mittelberg, die Höhe zwischen dem vordersten und hinterstem Brand.

Hier finden sich im Ackergrunde und auf den Wegen viele versteinerte Muscheln, die wir in unserer Jugend haufenweise gesammelt haben. Dann führt die Schicht über das Märchen, die Wendelsasserköpfe, die Hof und tritt in Urft wieder zu Tage und zwar zu beiden Seiten des Tales, in welchem der Hochofen für die Eisenschmelze stand, der heute nur noch in kümmerlichen Resten erhalten ist.

So kann man die Kalksteinschicht weiter verfolgen über Steinfeld, Krekel bis zum Ländchen.

Die Kalksteinschichten werden südlich von einer Dolomitschicht begleitet. Diese finden wir als Steinbruch in dem Hang zwischen Eiserfey und Dreimühlen bis zur Eselsdelle. Hieran schließt sich Urgestein als Geröll und Sand (Sandgrube im Berghang Dreimühlen).

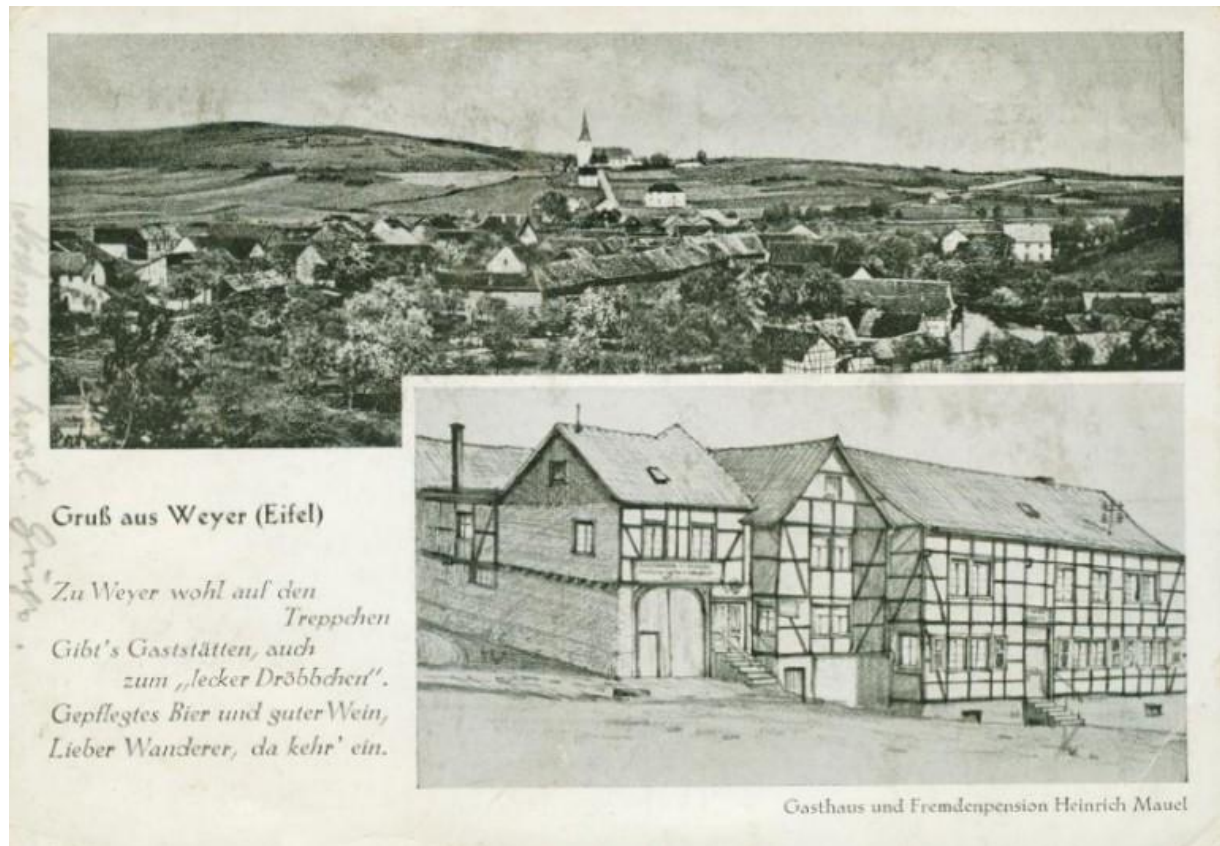
Der Weyerstein ist ebenfalls Dolomit und geht an den Brüchen und am „Zehntfreien Berg“ wieder in Sand, Geröll und Grauwackefelsen über. Diese Dolomitschichten finden wir fast überall in Begleitung des Kalks, so vor der Jüch, die Brebergsley, Rovelsley, Brettchesley und weiter im Brandenbusch.

Diese Schichten ergeben einen guten Bruchstein, der zum Häuserbau, zum Brücken- und Tunnelbau gebraucht wird. Die Stützmauer in Dreimühlen an der Straße ist aus diesem Material hergestellt.

Die Flurstücke auf den Kalk- und Dolomitschichten weisen in der Regel schweren Lehm Boden auf. Sie sind besonders schwierig zu bearbeiten, sind aber der richtige Untergrund für Winterweizen, Sommergerste, Futter- und Zuckerrüben. Sie dürfen aber nur in Bearbeitung genommen werden, wenn sie den richtigen Feuchtigkeitsgrad erreicht haben. Eine zu nasse Bearbeitung verdirbt diese Böden für ein ganzes Jahr, weil dann beim Pflügen starke Schollen entstehen, die sich schlecht zerkleinern lassen und den Pflanzen keine guten Wachstumsbedingungen bieten.

Da unsere Hügel meistens kahl oder von spärlichem Waldwuchs bestanden sind, hat unsere Flur mit Ausnahme der genannten Bäche kein Wasser. Dieses hindert uns, die im Niederland üblichen Dauerweiden anzulegen. Auf absehbare Zeit wird sich also bei uns der Winterweizen, die Sommergerste und die Kartoffel als Hauptanbauprodukt halten.

Da jetzt aber Zuschüsse zur Aufforstung gegeben werden, ist damit zu rechnen, dass hier in Zukunft ein Wandel einsetzt und die kahlen Berge nach und nach unter dem Kiefernwalde verschwinden.



Die Ausgrabungen der Quellen, welche die römische Wasserleitung speisten

von Clemens Strunck

Im Jahre 1952 begann das Kreiskulturbauamt mit dem Aufgraben der römischen Wasserleitung im Hausenertal. Diese Ausgrabung war beim Bau der Pumpstation während des Krieges nicht erfolgt und wurde nun nachgeholt. Damals fand man den Römerkanal und stellte fest, dass derselbe heute, nach 2.000 Jahren, sein Wasser noch genau so lieferte wie ehemals.

In Richtung des Kanals wurden Schürflöcher angelegt und bald zeigte sich, dass die Sandsteinplatten, die den Kanal abdeckten, durch den einheimischen Dolomitstein ersetzt waren. Mit diesen Steinen war ein kleiner Kanal angelegt, welcher sich in der Richtung des Kanals weiter fortsetzte bis zu einem Zentralpunkt, der etwa 6 m im Durchmesser aufwies. Von diesem Zentralpunkt führten kleinere Kanäle zu den Quellen. Eine davon wurde freigelegt.

Die Bautechnik der Römer bestand darin, dass sie um die Kanäle einen Steinwall legten, dessen Material immer kleiner wurde und an der äußersten Stelle Straßenschotter-Körnung aufwies. Dieser Schotter ist mit einer Mörtelmasse abgedeckt, die aus Kalk und dem ortsanstehenden

Tuffstein gemischt wurde. Diese Schicht ließ wohl Wasser durch, verhinderte aber den Zutritt von Schlamm und hielt somit die Leitung dauernd in gebrauchsfähigem Zustand.

Diese Steinwälle waren verschieden hoch und breit. Über dem Zentralpunkt stieg ihre Stärke bis zu 1 m an. Das Grundstück, in welchem die Quellen gefunden wurden, hat darauf die Wasserversorgung „Hermesberg“ angekauft zum Preise von 1.500 DM. Nachdem wurden die Schürflöcher wieder eingeebnet. Vorher hatte das Landesmuseum in Bonn eine genaue Vermessung und Kartierung vorgenommen.

Nun wurden die Grabungen am „Grünen Pütz“ im Rosental, zwischen Urft und Nettersheim begonnen. Zuerst wurde an mehreren Stellen der Kanal freigelegt, der sich an vielen Orten als vollständig zerstört erwies. Aber auch noch gut erhaltene Teile wurden gefunden und die Ausmaße, die der Kanal hatte, konnten einwandfrei festgestellt werden. Die innere Höhe betrug 80 cm, die Breite 60 cm. Die Seitenwände wurden aus einer betonartigen Masse hergestellt und das Gewölbe mit ortsanstehendem Dolomitgestein dauerhaft zusammengefügt.

Auch hier begann dann das Suchen nach der oder den Quellen. Dabei stießen die Arbeiter auf eine Brunnenstube, die die Innenmaße 2 x 2 m hatte und mit ihrer Sohle etwa 60 cm unter die Sohle des Kanals reichte. Damit ist bewiesen, dass diese Brunnenstube als Schlammfänger diente. Sie ist leider sehr zerstört, obwohl, oder weil sie aus großen behauenen Sandsteinblöcken erbaut war.

Als Mauerkrone trug sie ebenfalls behauene Sandsteinquader, wovon ein Teil in die Grube gefallen war und die dadurch der Entwendung entgingen. An der Stirnseite dieses Blocks war kreisförmig ein Mondgesicht eingehauen, welches mit einem Blumenkranz umgeben war. Angeblich ist dieser Block nach Nettersheim transportiert worden, um hier an prominenter Stelle aufgestellt zu werden.

Dann wurden die Zuführungen zu dieser Brunnenstube gesucht. Dabei fand man einen Kanal von etwa 40 x 40 cm, abgedeckt mit denselben Sandsteinplatten, wie sie im Hausener Tal gefunden wurden. Fast sämtliche Platten tragen deutliche Bleierzeinschlüsse. Diese roten Sandsteine mit Bleierzeinschlüssen findet man nur im Bereich des Mechernicher Bleibergs, und besonders auf dem Kallmuther Sektor im Rabenloch. Ein beschwerlicher Transport war erforderlich, um die schweren Blöcke und Platten, die oft mehrere Zentner wiegen, vom Rabenloch zur Baustelle auf Hausen oder an den Grünen Pütz zu bringen.

Aber die Römer haben gründliche, dauerhafte Arbeit geleistet, wie aus den vorgefundenen Resten einwandfrei hervorgeht. Der Kanal führt unterhalb des Grünen Pütz auf eine lange Strecke unter dem Eisenbahndamm her und kann an dieser Stelle nicht erforscht werden. Aber an den „Sieben Sprüngen“ konnte die Tätigkeit der Römer wieder dem Boden entlockt werden. Dort wurden mehrere Kanäle aufgefunden, die ihren Auslauf direkt in den Urftbach hatten und eine weit größere Wassermenge anbrachten als der „Grüne Pütz“ mit seinen sämtlichen Zuflusskanälen.

Weit unterhalb wurde der Kanal an vielen Stellen freigelegt. Es waren aber nur noch Teile erhalten und größere Stücke, auch durch den Bahnbau, nicht mehr vorhanden. Etwa 500 m weiter führte der Kanal über den Urftbach, denn er erscheint dort am gegenseitigen rechten Berghang. Aber auch von dem Mauerwerk, welches den Kanal über den Bach leitete, ist keine Spur mehr vorhanden. Die Erosionskraft des Bachs hat diese Teile restlos abgeschwemmt.

Dann hatte Kallmuth ein Wasserwerk gebaut, etwa vor 30 Jahren. Im Tal waren genügend Quellen und reichlich Wasser vorhanden. Da der Ort über diesen Quellen lag, musste gepumpt werden.

Da reichlich Wasser da war, entschloss man sich, eine selbsttätige Wasserpumpe zu bauen; diese tat ihre Pflicht Jahrzehnte lang.

Dabei unterschied man zwischen Gebrauchs- und Betriebswasser. Das Gebrauchswasser kam aus dem Bergmassiv von Osten, wogegen das Betriebswasser aus der westlichen Talseite entnommen wurde. Beim Fassen dieser Westquellen stieß man unerwartet auf römisches Mauerwerk im Boden, ja, man fand die von den Römern gefassten Quellen noch vor und legte die Rohre für das Betriebswasser bis dahin, wo die Römer dem Berge die Quelle entnommen hatten.

Es fand sich ein Gewölbebogen, aus sehr schön behauenen ortsanstehenden Schiefersteinen hergestellt, darunter als Fundament mächtige Sandsteinblöcke, aber man ahnte nicht, dass man in der ersten, von den Römern erbauten Brunnenstube stand. Von dieser Stelle bestand eine Fotografie, die schließlich im Archiv des Kreiskulturbauamts landete.

Auch das Landesmuseum war aufmerksam geworden und hätte gern Näheres gewusst. So begann dann im Frühling 1953 die Ausgrabung an der „Klus“. Bald war der Kanal gefunden. Er war aber zu 2/3 zerstört und wies nur noch die Sohle und Teile der Seitenwände auf. Beiderseits liegt im Kanal eine starke Sinterschicht, die eine enorme Festigkeit aufweist und ein quarzartiges Gefüge hat.

Teile dieser Sinterschicht wurden an einer Stelle im Kanalschutt gefunden, wo der Sinter noch unverletzt ansteht. Die weitere Grabung brachte ein Stück Kanal zum Vorschein, der noch vollständig unversehrt war und auch sein Gewölbe noch trug, so wie es die Römer errichtet haben.

Aber dann begann das Suchen nach der Brunnenstube, die ja im Bilde teilweise erhalten war. Bald fand man die Nordwand, im Gemäuer noch teilweise erhalten, wie die Fotografie sie auswies. Darauf wurde die ganze Brunnenstube freigelegt. Auch hier ergab sich dasselbe Bild wie am „Grünen Pütz“.

Teile der Mauerabdeckung, in Form von einseitig halbrund behauenen Sandsteinblöcken, aus rotem Sandstein, lagen auf dem Boden der Brunnenstube und mussten mittels Kran und Kettenzug an die Oberfläche befördert werden.

Nach und nach ergaben sich die Innenmaße der Brunnenstube. Sie betragen in der Breite 3,5 m und in der Länge 5 m. Von Norden her waren die Einläufe der Quellen zu sehen. Der Boden ist nicht bearbeitet, sondern stellt gewachsenes Gestein dar. Deshalb ist anzunehmen, dass auch durch den Boden der Stube noch Quellen zu Tage traten. (In Urft war die Brunnenstube mit haltbarem Mörtel abgestrichen.)

Bei Kallmuth, wie im Rosental, sind die Fundamente der Brunnenstuben aus mächtigen Sandsteinquadern hergestellt. Darauf wurde mit ortsanstehendem Gestein weitergemauert. Dann waren die Mauern mit großen Blöcken aus behauenen Sandstein abgeschlossen, welche nach Abzug der Römer und Zerstörung ihrer Bauten und Anlagen anderen Zwecken zugeführt wurden.

Dabei stürzten sowohl im Rosental wie auch in Kallmuth Teile dieser Abdeckung in die Brunnenstuben und blieben liegen und geben uns heute Zeugnis von dem ehemaligen Zustand.

Das Unerwartete aber war noch nicht gefunden, denn der aus der Brunnenstube führende Kanal erweist sich als der erste und ältere Kanal, und deutlich ist an dem freigelegten Mauerwerk zu erkennen, dass der Kanal aus der Brunnenstube von Kallmuth an der Stelle durchbrochen wurde, wo der Kanal aus dem Rosental mit ihm zusammentraf.

Auch in der Wand an der gegenüberliegenden Seite des älteren Kallmuther Kanals ist eine etwa 30 cm tiefe runde Einbuchtung eingehauen und wieder vermauert worden, um dem Wasser aus dem Rosental ungehinderten Abfluss zu verschaffen.

Demnach ist der Kallmuther Kanal mit seiner Brunnenstube der erste Anfang der römischen Wasserleitung gewesen und erst später, vielleicht veranlasst durch Wassermangel, wurde die Quelle des „Grünen Pütz“ gefasst und dem Urkanal in Kallmuth zugeführt.

Die Zuführung weist unmittelbar vor ihrem Ende einige Sonderheiten auf, die nicht unerwähnt bleiben dürfen. So erweitert sich der Kanal aus Urft in einem Becken, welches 50 cm vor dem Abzugskanal liegt. Hier beruhigte sich das Wasser aus dem Rosental und wurde dann durch einen eingebauten Filter, bestehend aus römischen Dachziegeln, langsam dem Hauptkanal zugeleitet.

Dass hier eine Beruhigung des Wassers erstrebt und erreicht wurde, beweist auch die enorme Sinterbildung im Becken und im Filter. Diese haben sich so voll Sinter gesetzt, dass eine Schicht von 20 bis 25 cm vorhanden ist. Dieser Sinter weist auch eine erheblich weichere Zusammensetzung auf als der gewöhnliche Kanalsinter. Er ist sehr porös und brüchig und zur Schleifung, wie es öfters mit dem Kanalsinter geschehen ist, unter keinen Umständen geeignet.

Zudem liegt der aus dem Rosental kommende Kanal 20 cm über der Sohle des Urkanals.

Aber heute sind alle Quellen an dieser Brunnenstube versiegt, trocken. Kein Tropfen Wasser entquillt mehr dem Boden, wo noch vor zwei Jahren das ganze Betriebswasser für die selbsttätige Pumpe des Wasserwerks Kallmuth hervorsprudelte.

Wo ist diese Wasserfülle geblieben? Eine einmalig endgültige Antwort auf diese Frage steht noch aus. Nur mit Möglichkeiten kann man hier argumentieren. So ist es nicht ausgeschlossen, dass die Wasseradern sich in anderer Richtung einen Abfluss gesucht haben.

Aber die größere Wahrscheinlichkeit sehen wir in der Abteufung des Westschachtes auf dem Gelände zwischen Kallmuth und Scheven. Nachdem dieser auf die beabsichtigte Tiefe gebracht war, wurden seine Polypenarme, genannt Stollen, nach allen Seiten in das Gebirge vorgetrieben. Diese Stollen durchschlagen die anstehenden Gebirgsschichten und nehmen alles Wasser, welches diese Schichten führen, auf.

Dieses Wasser ist sehr hindernd für die Grubenarbeit und die Bergleute führen einen ständigen Kampf mit dem Wasser. Dieses wird gesammelt und durch einen Abführungsstollen bei Burgfey dem Feybach zugeleitet.

Bei dem Erdbeben vor zwei Jahren wurden lange Strecken dieses Kanals verschüttet und es bedurfte langer und kostspieliger Arbeiten seitens der Bergbauverwaltung, den Kanal wieder betriebsfähig zu gestalten.



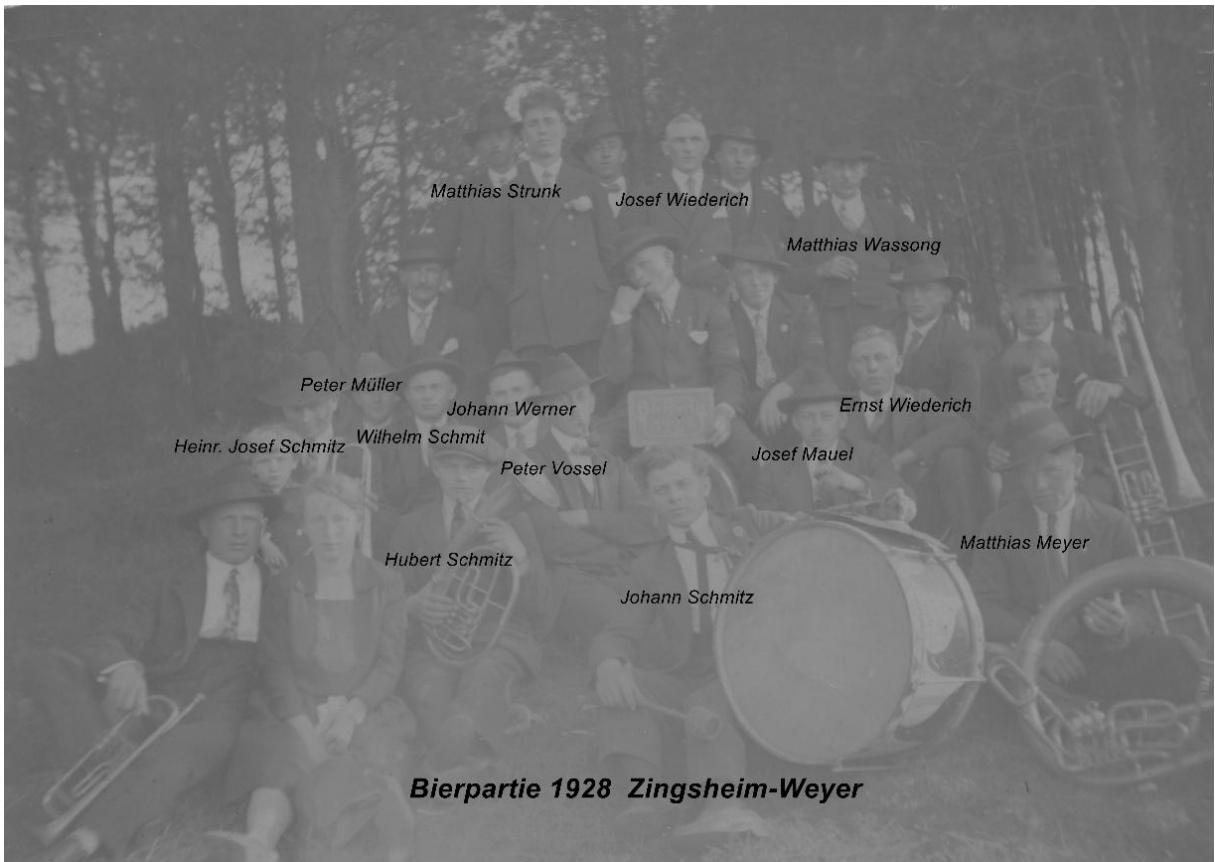
Josef Vossel, Pastor Louven, Clemens Strunck

Benutzte Literatur

1. Paul Clemen, Ernst Wackenroder: *Die Kunstdenkmäler des Kreises Schleiden*.
2. C. Radermacher: *Prähistorische Zeitschrift*. Bd. III. 1911, 3 / 4 Heft.
3. Dr. F. Imle: *Der Bleibergbau von Mechernich in der Voreifel*. Jena 1909. Verlag Gustav Fischer.
4. L. Schmitz und H. Zander: *Die Bleibergwerke bei Mechernich und Commern, nach handschriftlichen und gedruckten Quellen beschrieben*. Selbstverlag der Verfasser. Druck von Gbr. Blumenthal in Zülpich.
5. Hupertz: *Der Bergbau und Hüttenbetrieb des Mechernicher-Bergwerks-Aktien-Vereins*. Köln 1886. Verlag Bachem.
6. Bauer: *Das Vorkommen von Bleierzen und deren Gewinnung am Bleiberge bei Commern*. Eschweiler, Pumpe. 1859.
7. *Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen im Preußischen Staate*. 1862-1866.
8. Katasteramt Gemünd: Handzeichnung. Plan der Burg um 1823.
9. Adam Wrede: *Eifeler Volkskunde*. Kurt Schröder Verlag Bonn und Leipzig.
10. Studienrat Prof. Karl Hürten: *Volkstümliche Geschichte der Stadt Münstereifel*. 1926. Druck und Verlag Friedrich Schulte.
11. Die Pfarrchronik von Weyer von Pfarrer Johann Hubert Julius Firmenich.
12. Das Pfarrarchiv des Pfarramtes Weyer. Ab 1600.
13. Das Archiv des Bürgermeisteramtes von Zingsheim.
14. Prof. Dr. Lothar Zotz: Sonderdruck aus *Bonner Jahrbuch* 146. 1942.
15. Becker: *Geschichte des Dekanates Zülpich*.

Bilder aus einer anderen Zeit.







Martin Kremer	Wilhelm Heinen	Josef Matthia	Wilhelm Derichs	Johann Feder	Karl Kolvenbach	Klemens Schneider	Josef Feder	Josef Lutterbach (jun)	Peter Huth		
Wilhelm Hansen	Peter Vossel	Josef Nassheuer	Franz Esser	Klemens Hellenthal	Klemens Strunk	Josef Dahmen	Josef Lutterbach (sen)	Franz Müller	Josef Korth	Hans Josef Schneider	
Peter Arns	Karl Zingsheim	Gerd Fehs	Thomas Reinartz	Peter Hellenthal	Michael Schneider	Peter Milz	Hans Busch (Lehrer)	Wilhelm Schmitz	Johann Vossel	Heinrich Nettersheim	Josef Milz
Heinrich Mießeler	Fritz Esser	Wilhelm Schmitz	Josef Reinartz	Peter Schmitz (Milz)	Peter Hellenthal	Josef Esser	Matthias Schallenberg				
											Clemens Stoffels







